Beilage
zum
Programm des Königlichen Gymnasiums zu Danzig.
Ostern 1897.

Deutsche Aufsätze

in Unter-Secunda

von

Dr. H. Kretschmann,
Director.

Danzig,
A. Müller vorm. Wedel'sche Hofbuchdruckerei.
1897.

Progr.-No. 27.

Inhaltsangabe.

Die Auslese aus meiner Arbeitsmappe, die den Schulnachrichten 1894 beigegeben war, hat Freunde und, wie es scheint, auch Verwertung gefunden; wenigstens wurden die Aufsätze vielfach begehrt. Hervorgegangen aus dem Unterricht der Unter-Sekunda, lassen sie sich in dem festen und engen Kreise ihrer Klassenlektüre immerfort verwenden: sie dienen im Lateinischen und Griechischen ausschließlich der Ausweitung und Ausbeutung des Stoffes, im Deutschen demselben Zwecke und noch einem andern. Nämlich, so heilsam sich auch trotz ihres Ueberschwanges die Schillersche Prosa für Stilbildung erweist, so fehlen doch für die U.-Sekunda kürzere, zur unmittelbaren Vorbereitung des Aufsatzes geeignete Vorlagen. Da sprangen helfend die deutschen Lesebücher für U.-Sekunda ein, in großer Zahl, von stattlichem Umfange jedes, mit der Schere alle gemacht. Aber, wer mag sie gebrauchen? und wer sich dazu überwinden, die Zeit, die der Einführung in unsere Klassiker, bei uns ganz allein Schiller gewidmet ist, den Eintagswerken unbekannter oder namenloser Schriftsteller zu opfern? Vor mir liegt ein solches Lesebuch, das von Chr. Muff. Da überwiegen im geschichtlichen Teil die Abschnitte aus den Darstellungen preußischer Geschichte von Eberty und Evers, beide so wenig Klassiker des Stils wie H. v. Rohr mit seiner Geschichte des ersten Garde-Dragoner-Regiments; die abhandelnde sogen. didaktische Prosa wird mit der Arbeit eines Anonymus eingeleitet und weiter der alten Aufsatzsammlung des Oberlehrers Naumann (erste Ausgabe von 1874) entlehnt; hinterher druckt der Herausgeber noch eine seiner Sedanreden ab. Wo solches den Schulen Deutschlands als klassisch und musterhaft geboten wird, ist es nicht unbescheiden, wenn ich, anstatt zu den Klassikern Niemeyer, Naumann, Jonas und Muff zu greifen, es vorziehe, den Prosabedarf der eignen Schüler mit den eignen Entwürfen zu decken. Und zwar geschieht das in der Weise, daß dem Sekundaner ein Exemplar der Aufsatzsammlung in die Hand gegeben wird — leihweise und auf Zeit, denn Widmungsexemplare gehen schnell den Weg aller Makulatur — und ihm aufgegeben wird, für die nächste Stunde den bei der Lektüre gerade gebrauchten Aufsatz durchzuarbeiten, einmal den Inhalt sich anzueignen, der zur Erklärung oder Erweiterung des jeweiligen Leseabschnittes dient, vor allem aber, einzudringen in den Gedankengang, die Anordnung des Ganzen, das Ziel der Einleitung, die Bindung der einzelnen Teile, die Zweckmäßigkeit und Berechtigung des Schlusses. Den Arbeitsgang, den er selber bei der Behandlung eines jeden Themas zu machen hat, legt er rückwärts zurück: aus dem vor ihm liegenden fertigen Aufsatz klaubt er den Kern, das feste Gestell, das Gerippe heraus und lernt die Technik des Erweiterns und Bekleidens, die amplificatio der alten Rhetoren, an vertrauten Beispielen kennen, lernt auch solide Schülerart schätzen, die nicht flunkert und stiehlt, sondern selber erwirbt und, wo sie borgt, den Namen des Darleihers nicht verschweigt. Zwar sind Anmerkungen neben und unter dem Text keine schöne Zugabe, doch habe ich versucht bei einigen der folgenden Aufsätze die Angabe der Bezugsstellen stehen zu lassen; was bei größeren Werken für gereifte Leser störend ist und eine Unzier, hat bei diesen lehrhaften Vorlagen für Schüler einen Zweck: sie sollen sich daran gewöhnen, nichts zu schreiben, was sie nicht belegen und verantworten können, und sollen sich gewöhnen der schlichtesten bestimmten Thatsache in allen Fällen den Vorzug zu geben vor der schönsten allgemeinen Redewendung.

Seit 1894 hat jedes neue Jahr des deutschen Unterrichts in U.-Sekunda mich von neuem gelehrt, daß hier, wo der Unverstand und die allgemeine Unwissenheit der Jugend zwar relativ nicht größer ist als auf andern Stufen, aber zu ihrer äußeren Erscheinung und Behandlung und der Höhe der Anforderungen in ein ganz grelles Mißverhältnis tritt, daß hier ein ungemessenes, unerschöpfliches Arbeitsgebiet vorliegt, wo mit Kraft und Geduld zu schaffen, zu rotten und tilgen ist, daß aber diese schwere Aufgabe zugleich eine dankbare ist. Aufsätze schreiben gehört zu jenen mißliebigsten Einrichtungen der Schule, um derentwillen die Schulzeit noch dem Erwachsenen eine verhaßte Erinnerung bleibt. Trotzdem habe ich an meinen Schülern nur freundliche Erfahrungen gemacht, auch den Dank manches Amtsgenossen mir verdient und selber reiche Befriedigung bei diesen Stilübungen gefunden, die mich zum Ausharren anspornt. An keiner Stelle des Gymnasiums kann entscheidender und folgenreicher für Deutsch gearbeitet werden als bei dem Uebergange von der

Unter- zur Oberstufe; Anfänge von Stil, wenn sie überhaupt auf der Schule vorkommen, zu ihnen wird hier der Grund gelegt, und mit Stolz rufen wir Arbeiter im Weinberge der Unter-Sekunda dem verwöhnten Korrektor der Ober-Sekunda und Prima zu, was Luther im Sendbrief vom Dolmetschen zu dem Leser seiner Bibelübersetzung sagt: „Lieber, nu es verdeudscht und bereit ist, kann ein jeder lesen und meistern, Leufft einer itzt mit den Augen durch drey, odder vier bletter, und stösst nicht ein mal an, Wird aber nicht gewar, welche wacken und klötze da gelegen sind, da er itzt uber hin gehet, wie uber ein gehöffelt bret, da wir haben müßt schwitzen und uns engsten, ehe wir denn solche wacken und klötze aus dem wege reumeten, auff das man künde so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der acker gereinigt ist, Aber den wald und die stöcke ausrotten und den acker zurichten, da wil niemand an."

1. Vor dem Denkmal der Jungfrau von Orleans in Rheims, 15. Juli 1896.

Zu den Denkmälern, die sich seit Alters her in Orleans und Rouen zu Ehren der Jeanne d'Ark erheben, haben sich seit dem Jahre des großen Krieges 1870 immer neue gesellt. Jetzt stehen in Domremy, ihrer Geburtsstätte, in Kompiegne, wo sie schmählich gefangen genommen wurde, und in Paris Standbilder von ihr, und ganz neuerdings, genau vor Monatsfrist, ist mit allem Pomp, den eine republikanische Verwaltung entfalten kann, in Rheims ihre Statue enthüllt worden.

Daß sie an dieser Stelle gerade geehrt wurde, erscheint so natürlich; und doch wird der Deutsche, der seinen Schiller und die Geschichte Frankreichs kennt, wenn er sinnend und urteilend vor diesem Denkmal steht, zu manchen fernabliegenden und widerstreitenden Gedanken angeregt.

Rheims ist sozusagen die heilige Stadt des altfranzösischen Königtums. Seitdem daß hier im Ausgange des fünften Jahrhunderts der Frankenkönig Chlodwig die Taufe und Salbung durch den Bischof Remigius empfangen hatte, haben die französischen Könige hier sich feierlich krönen lassen, mit ganz wenigen Ausnahmen alle bis in unser Jahrhundert; die Krönung hier galt gewissermaßen als die unerläßliche Beglaubigung und Bestätigung der rechtlich gesicherten Nachfolge. Auch der letzte „König von Frankreich", Karl X, hat am 29. Mai 1825 hier sich die Krone aufs Haupt setzen lassen, freilich ohne sie durch diese Form sonderlich zu befestigen; sein Nachfolger, der demokratische „König der Franzosen", verschmähte schon diese Weihe für sein Königtum, das nicht mehr von Gottes, sondern von Volkes Gnaden war. Jenes alte, angestammte Königtum, das seine Macht und Rechte von Gott überkommen hatte, das war es gewesen, was Johannas Seele erfüllte, als sie voll heiliger Begeisterung zu dem ungleichen Kampfe gegen die furchtbare Uebermacht der siegreichen Engländer sich anschickte, die den fremden König Frankreich aufdrängen wollten, dem keines Ahnherrn heilige Gebeine in französischer Erde ruhten. Jenem Königtum und seinem gottbegnadeten Wirken widmet sie das Hohelied des Preises und Ruhmes: Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt verschwinden? u. s. w., ihm weihet sie in schwärmerischer Hingebung ihre Kräfte und ihr Leben und damit, daß sie es aus schmachvoller Bedrängnis erlöst und in der alten Krönungsstadt zu seinen Ehren bringt, hält sie ihr Werk für gethan. Ist es darum, so denken und fragen wir zweifelnd, daß das republikanische Frankreich hier in Rheims ihr das Denkmal errichtete? daß vor ihm am 15. Juli d. J. der Präsident Faure und seine radikalen Minister flammende Reden hielten, voll des Lobes für die Jungfrau und Frankreich? Nein, und abermals nein! Nicht des Königtums wurde gedacht und seiner Retterin, sondern allein des von den Barbaren befreiten Frankreichs.

Eng verflochten mit der historischen Bedeutung, welche Rheims für das französische Königtum hatte, ist die geistliche oder kirchliche. Rheims war und ist der Sitz eines Erzbischofs; sein Sprengel war nicht der größte oder reichste, aber er hatte darum einen Vorrang vor den anderen Kirchenfürsten, weil hier zuerst im germanischen Abendland das gereinigte Christentum begründet worden ist. Denn all die Stämme, die vor den Franken ins Römerreich gedrungen waren, Vandalen, Sueven, Ost- und Westgoten, sie bekannten sich, wofern sie Christen waren, zur Irrlehre des Arius; der wilde Frankenfürst Chlodwig war der Erste, der zur großen Freude des Bischofs in Rom den allgemeinen d. h. den katholischen Glauben annahm. „Beuge dein Haupt, stolzer Sikamber, verbrenne, was du bisher verehrt hast, verehre, was du bisher verfolgt hast!" Seit mit diesem Worte der fränkische Herrscher vom heiligen Remigius in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen war, hatte er und führten seine Nachfolger alle als ehrende Auszeichnung den Namen rex christianissimus, und wenn auch später Ludwig XIV mit dem Türkensultan sich gegen die Vorkämpfer der Christenheit im Osten verband und so wenig ein christliches Leben führte, wie manche seiner Vorgänger und sein Erbe, so blieb doch die Bezeichnung als Roi Très-Chrétien allen bis zum letzten Könige von Frankreich.

Gewiß, während der glänzendsten Epoche des Mittelalters hatte Frankreich diesem Ehrentitel seiner Könige Ehre gemacht, und so denkt Johanna, wenn sie durch die Erinnerung an die Ruhmesthaten ihres Volkes gehoben wird, nicht an weltlichen Ruhm, sondern an heilige Kämpfe, die gesta dei per Francos, durch welche teils dem Ansturm des wüsten Heidentums gewehrt (451) oder der stürmische Eroberungslauf der Sarazenen gehemmt wurde, teils siegreich die Fahne des Christentums in das heilige Land getragen und die Stützpunkte des Muhamedanismus, Aegypten und Tunis, bedroht wurden. Es ist nicht zu leugnen, daß die glänzendste Erhebung des Mittelalters, die Kreuzzüge, in welchen Glaubensinbrunst und ritterlicher Wagemut sich zum schönen Bunde vereinten, von Frankreich ausgegangen sind, ob man an Peter von Amiens und den Kirchentag in Klermont denkt, oder die Namen aller der französischen Großen und Ritter nennt, die Jerusalem zuerst eroberten und im heiligen Lande ansässig wurden; rein und leuchtend steht im Ausgang der Kreuzzüge (1270) die edle Gestalt Ludwigs IX, des Heiligen, mit dem Johanna ihre Erinnerungen an Frankreichs christliche Großthaten beschließt. Weil Frankreich der Vorkämpfer des Christentums war, liebt Gott dies Land, „wie den Apfel seines Auges“ und darum wird er — die Ueberzeugung steht felsenfest in Johannas Herzen — es erretten und die Geister erwecken, das Werkzeug finden, durch das er die fremden Peiniger von dem geweihten Boden vertreibt.

Für diese gläubige Streiterin Gottes, die sich durch den Himmel und seinige Heiligen unmittelbar dazu berufen fühlt, Rheims zu befreien und ihren König dort zu krönen, die darum in ihrer Fahne das Mutter-Gottesbild und die von Engeln getragenen königlichen Lilien führt, für sie ist Rheims, die Ursprungsstätte des gallikanischen Christentums und des altfranzösischen Königtums, sicherlich der geeignetste Platz zum Ehrendenkmal. Aber, so fragen wir, was haben mit beidem die Franzosen von heute zu schaffen, die weder das Kreuz noch die alte Oriflamme hochhalten? Sie haben schon vor hundertundvierzig Jahren an dem Zerrbild sich erfreut, das Voltaire in seiner berüchtigten Pucelle von der Jungfrau entworfen hatte, um frommen Wunderglauben zu schmähen und das Königtum zu beschimpfen; sie haben die Könige verjagt und altehrwürdige Erinnerungen an sie in toller Wut vernichtet; sie haben einmal für eine Weile das Christentum abgeschafft und seine Symbole zertrümmert, sie sind, wenigstens in den oberen Schichten, Freigeister und arge Spötter. Wie kommt es, daß sie jetzt das Mädchen von Orleans in Rheims feiern?

Darauf giebt es nur eine Antwort: in Johanna verherrlichen sie heute, im Gedanken an die ihnen so schreckliche Zeit von 1870, die Retterin des Vaterlandes aus fremder Bedrückung. Als damals die Flamme ihre Hütten niederbrannte, die Saat vom Tritt der Rosse zerstampft wurde, ein Drittel des vaterländischen Bodens vom fremden Eroberer besetzt war, dachten sie an 1429 und die erlösende That von damals, und es stieg rein und verklärt aus dem niederen Staube, in dem ihr Spott es gewälzt, das Bild der Jungfrau empor. Alle die besonderen eben entwickelten Beziehungen, welche die alte Metropole Rheims mit ihrem Andenken und der Geschichte Frankreichs verknüpfen, konnte der Festredner der Republik für seine Zwecke nicht brauchen; er vermied sie weislich und geschickt. Aber mit der glücklichen Leichtigkeit des französischen Geistes fand er die flammenden Schlagwörter, an denen die Franzosen so leicht und gerne sich berauschen, und brausender Beifall lohnte den Schluß seiner Rede. „Frankreich, dem Lande des Edelmutes und der Ritterlichkeit, kam es zu, diejenige hervorzubringen, welche die höchste und am meisten zu Herzen gehende Verkörperung dieser Tugenden bleibt. Frankreich, dem demokratischen Lande, kam es zu, ein Standbild des Kindes aus dem Volke zu errichten. Vor ihrem Bilde sind alle Franzosen einig im Gefühl der glühenden Vaterlandsliebe.“

2. Was entzündet und was nährte die Vaterlandsliebe der Jungfrau von Orleans?

Was Schiller in den Eingangsworten zu seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande ausgesprochen hat: daß es ein großes und erhebendes Schauspiel sei, den Menschengeist in ungleichem Kampf mit den rohen Mächten der Despotie und Gewalt für seine edelsten Güter, Freiheit, Vaterland, Glauben ringen zu sehen, dieser Gedanke kehrt in den meisten seiner großen Schöpfungen wieder. Sie sind ideal, weil der Held in ihnen für eine Idee ficht; keines der hohen Ziele, keiner der reinsten Triebe der Menschheit ist in seinen Gedichten nicht bedacht, am häufigsten aber und am wirksamsten, zumal für die Jugend, ist das teuerste der Bande verherrlicht, der Trieb zum Vaterlande.

Was Patriotismus ist und wodurch dieses heilige Feuer entzündet und wachgehalten wird, das zeigt uns Schiller nirgends deutlicher und ergreifender als in dem Bilde der Jungfrau von Orleans.

Das schlichte Landmädchen hat bisher seinem Hirtenberufe gelebt und daneben der Betrachtung der Natur und, in sein stilles Sinnen versunken, des Vaterlandes mit ganzem Herzen erst da gedacht, als das Unheil hereinbrach, die fremden Horden das Land überfluteten, ihr roher Siegerübermut allenthalben schwer empfunden wurde. Mit jeder Nachricht, die von verlorenen Schlachten, vom Rückzuge des Königs und seiner Not erzählte, wurde ihr Schmerz über das Unglück erneut, aber auch das Bewußtsein in ihr gesteigert, daß sie zu Frankreich gehöre und Frankreich verpflichtet sei, daß sie die Eindringlinge bekämpfen und ihren König retten müsse. Erst ihr mannhaftes Auftreten ruft bei den mutlos gewordenen Stützen des Thrones das Gefühl jener Pflicht wieder wach, zu der allein noch der mutige Dunois sich bekannt hatte:

Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt! (I, 5.)

Doch das Unglück der fremden Invasion hat den Trieb zum Vaterlande in ihr nicht geschaffen, nur den schlummernden geweckt. Längst war er vorhanden, längst in ihre Brust gepflanzt, nicht durch tönende Worte der Lehre und Ermahnung, sondern durch die Erkenntnis von der Größe und Schönheit ihres Vaterlandes. Woher das Bauernkind dies Wissen hatte, wollen wir nicht untersuchen; solche kleinliche Kritik steht uns nicht wohl an, die wir Schillers Werken Bewunderung zollen, aus ihnen Begeisterung schöpfen. Genug, Johanna spricht es aus in den Worten des Prologs:

Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Die Fesseln tragen eines fremden Volks? u. s. w.

Das Paradies der Länder, so wird mancher treue Sohn der Heimat das eigene Land nennen; dem einen werden die rauhen Berge seiner Geburtsstätte, dem andern der öde Meeresstrand und seine armen Moore als Paradies erscheinen, das er mit keinem freundlicheren Himmelsstrich vertauschen mag, und wir freuen uns solcher Gesinnung, billigen diese Anhänglichkeit und Liebe, auch wenn sie blind ist und blind macht. Aber Johanna sagt nicht zu viel, wenn sie ihr Frankreich gerade das Paradies der Länder nennt und darum für ihr schönes Heimatland schwärmt, darum den fremden Angreifer haßt. Dort strömen die Flüsse prächtig dahin, überall ist der Boden zum Anbau geeignet, unter dem sonnigen Himmel, wo milder die Lüfte wehen, gedeihen die Früchte des Südens, schützend umfassen es natürliche Grenzen oder das Meer. Dieses Heiligtum, das Gott liebt wie den Apfel seines Auges, liebt auch jedes Landeskind um seiner gottbegnadeten Vorzüge, und darum empört es sich gegen die frechen Inselbewohner, die es ihm schänden und entreißen wollen.

Dieses Gefühl des Zornes und Unwillens wird in Johannas — und aller Franzosen — Brust noch stärker erregt bei der Erinnerung an die Großthaten ihres Volks. Zweimal hat Frankreich den Anprall wüster Mächte, die über Europa die Barbarei zu bringen drohten, zum Stehen gebracht und zurückgeworfen: hier wurde im fünften Jahrhundert den wilden Horden der mongolischen Hunnen Halt geboten, die unter Attila Europa überschwemmt hatten, und wiederum hier brach sich die Flutwelle des Muhamedanismus an den eisengepanzerten Mannen, die Karl Martell südlich der Loire den Feinden der Christenheit entgegenstellte. Auch später blieb Frankreich, wo der erste Frankenkönig Chlodwig zuerst den reinen Christenglauben angenommen hatte, Vorfechter des Christentums. Von Frankreich aus wurde der erste Kreuzzug angeregt, dessen vornehmste Führer französische Große waren, und wurden andere unternommen; König Ludwig der Neunte bedrohte die Moslims an ihren eigenen Stätten, in Aegypten und vor Tunis, und wenn er auch keine Erfolge und Beute heimbrachte, so umgab er seine Krone doch mit einem Ruhmesglanze, den die Nachkommen nicht entweihen lassen durften.

An solchen patriotischen und frommen Erinnerungen nährt sich in Johannas Brust die Anhänglichkeit und Bewunderung für ihr Vaterland, der feste Entschluß, zu ihrem Teile es nicht den Feinden preiszugeben, und das ist eben Patriotismus. Aber, wie das Menschenherz einmal beschaffen ist, will es an Menschen, an Personen, an leibhaftig sichtbare, fühlende Wesen sich anschließen, nicht an Begriffe wie Vaterland, Freiheit, Nationalität. Das Frankreich Johannas ist personifiziert d. h. leiblich dargestellt in dem Könige; für ihren König, den Sproß ruhmreicher Ahnen, den von Gott Erkorenen, schwärmt sie und opfert sie sich, nicht um der Person willen, sondern weil sie die Segnungen des monarchischen Regiments kennt und zu würdigen weiß; so ist ihre Liebe eine wohl begründete, ihre

auf bestimmter Einsicht und fester Ueberzeugung aufgebaute Anhänglichkeit unerschütterlich. Wer kennt nicht das Hohelied, das sie dem Königtum darbringt:

Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
Verschwinden? der den heiligen Pflug beschützt,
Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt u. s. w.?

Weil die Engländer ihr den angestammten Fürsten rauben wollen und in Paris den fremden Herrn eingesetzt haben, dem keines Ahnen heilige Gebeine in Frankreichs Erde ruhen, darum bricht die Vaterlandsliebe so leidenschaftlich bei ihr hervor.

Wohl dem Volke! so rufen wir, das — wie die Heldin in Schillers Drama — an der Herrlichkeit und den Reizen des Vaterlandes seine Freude hat, das gehoben wird durch die Erinnerungen einer ruhmreichen Vergangenheit, die es zur Treue und zu hohem Mut verpflichten, das endlich durch die persönliche Hingabe an die Person seines Fürsten unauflöslich mit dem Vaterlande verknüpft ist! Dort allein gedeiht der rechte Patriotismus. Möchte er auf solchem Grunde auch in unserm deutschen Vaterlande gefestigt sein und bleiben immerdar!

[Proben eines anderen Abschlusses.]

[Die Gesinnungen, die Schiller beseelten und von denen er die Jungfrau erfüllt sein läßt, sie sind durch das Mittel seiner Dramen auf deutschen Theatern in den Jahren 1803 bis 1812 oft vernommen und haben eine mächtige Wirkung gehabt. Denn sie bereiteten die Befreiungskämpfe vor, ja sie hatten teil an ihrem Erfolge, indem sie das heilige Feuer jener Begeisterung schürten, die im Februar und März 1813 so herrlich in Preußen aufflammte und die deutschen Länder mit Sturmeswehen befreite.]

[Das Königtum in Frankreich ist dahin, nach menschlichem Ermessen für immer. Heute begeistert sich der Franzose nicht für die Person seines Präsidenten, für Casimir Perier oder Felix Faure, wohl aber immer noch für la belle France. Zu den frommen Thaten des Mittelalters ist die befreiende Großthat der Revolution, ist der Nimbus der Napoleonischen Siege getreten. Die Franzosen sind andere geworden, ihre Vaterlandsliebe ist genau dieselbe geblieben, wie sie vor 470 Jahren in der Jungfrau von Orleans begründet, von ihr verkündet ist mit jenen fast prophetischen Worten Schillers, die genau so 1870 wieder erklangen:

Eher rißt ihr einen Stern
Vom Himmelswagen als ein Dorf aus diesem Reich,
Dem unzertrennlich ewig einigen! (II. Act. 7. Auftritt).]

3. Welche Vergleichungspunkte bietet der Befreiungskampf der Niederländer und der Schweizer?

(Schiller: Geschichte des Abfalls der Niederlande; Wilhelm Tell.)

Den Stämmen deutscher Art und deutscher Zunge, die im Quellengebiet des Rheins wohnen und die seine Mündungen beherrschen, den Schweizern und den Holländern, ist immer, obzwar sie schon vor Jahrhunderten aus dem politischen Verbande des deutschen Reichs sich gelöst haben und ihm heute nicht gerade mit den freundlichsten Gesinnungen gegenüberstehen, unsere besondere Teilnahme zugewandt gewesen. Das macht die wunderbare, eigenartige Natur beider Länder und ihre denkwürdige Geschichte, aus der uns gerade die heroische Zeit der Befreiungskämpfe darum so bekannt geworden ist, weil unser Schiller beide behandelt hat.

Wer, wie wir, nacheinander Wilhelm Tell und die Geschichte des Abfalls der Niederlande gelesen hat, dem drängt sich die Aehnlichkeit beider Abschnitte, der Ereignisse wie der kämpfenden Völker und Fürsten auf, und ich achte es des Versuchs nicht unwert, diese Vergleichungspunkte eingehend auszuführen.

Das Fürstenhaus, gegen welches die Schweizer wie die Niederländer ihre Freiheiten verteidigten, waren die Habsburger, damals nur Herzöge von Oesterreich, drei Jahrhunderte später die Herren der halben Welt. Es war ein stolzes, hochfahrendes Geschlecht, erfüllt mit den trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt und durchdrungen von dem Bewußtsein seiner fürstlichen Würde und Macht, und darum ohne Verständnis für die Wünsche und Bestrebungen seiner Unterthanen. Was von Albrecht von Oesterreich berichtet wird, daß er finster und streng gewesen sei, aber dabei

gerecht, gilt in noch höherem Maße von dem spanisch-burgundischen Philipp. Unter der eisernen Zuchtrute des Mönchtums erwachsen, blieb er sein Leben lang verschlossen, unnahbar und argwöhnisch; die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die sein Charakter geworden waren, forderte er auch von andern. „Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüt," sagt Schiller; „er war ein beschränkter Kopf, aber er war gerecht."

Beide Fürsten waren nach dem Umfang der äußeren Machtmittel ihren Widersachern weit überlegen. Nicht so sehr die Habsburger, die seit 1308 gegen die Waldstätten fochten; denn neben ihren schwäbischen Gütern und Burgen besaßen sie nur das Herzogtum Oesterreich; aber zu ihnen hielt die ganze west- und süddeutsche Ritterschaft, die in den Hoheitsrechten der Grafen von Habsburg ihre eigene Sache bedroht, in den freien Bauern, die ihre alten Gerechtsame verteidigten, nur unbotmäßige Unterthanen sah, deren Ungehorsam und Abfall zu strafen wäre. Diese vereinigte Macht erschreckte doch manche zaghaften Gemüter bei den Eidgenossen, und den Widerhall davon vernehmen wir bei Schiller:

„Was können wir,
Ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heere! — — —
Von seinen Ländern wie mit einem Netz
Sind wir umgarnt rings und eingeschlossen."

Noch ungleicher war der Kampf, den die Niederländer gegen die in Wahrheit schrecklichen Hülfsmittel Philipps zu bestehen hatten. Dieser Monarch, der Herr beider Indien, von Spanien, Portugal und halb Italien, gebot über die unerschöpflichen Schätze, die ihm aus den Silberminen Neuspaniens zuflossen; zahlreiche kampfgeübte, sieggewohnte, durch einen trotzigen Nationalstolz begeisterte Heere standen zu seiner Verfügung; seine prächtige Flotte, mit dem Kern spanischer Heldenzucht bemannt, fand auf dem Meere keinen ebenbürtigen Gegner. So drohte seine gefürchtete Uebermacht Europa zu verschlingen und hielt alle übrigen Staaten davon ab, mit ihm sich für die Niederlande auf den Kampfboden zu wagen.

Daß in diesem ungleichen Kampfe die beiden schwachen Völker obsiegten, verdankten sie nur zum kleineren Teile der Natur ihrer Länder. Allerdings setzen beide an sich einem eindringenden Feinde die größten Schwierigkeiten entgegen. Seeland und Holland konnten unnahbar gemacht werden, indem man die Dämme durchstach und das Land unter Wasser setzte; die Schweizer Berge sind überall für größere Heeresmassen ungangbar, und wo Zugänge sich öffnen, schmale Thäler und Pässe die einzelnen Landschaften verbinden, können sie leicht verteidigt werden. Den Gegner, der mit der eigenartigen Beschaffenheit des Landes nicht vertraut war, ermüdete ein Krieg, der mehr mit Elementen als mit Menschen geführt wurde und in dem Mangel und Beschwerden mehr als Gefahren zu bestehen waren.

Indessen, so leicht verteidigungsfähig das Land für seine Bewohner, so gefährlich und schreckhaft es dem fremden Eindringling auch immer war, das Beste zum endlichen Siege thaten doch die beiden Völker, die, so ganz verschieden nach Temperament und Anlagen, doch dieselben Eigenschaften des Mutes und der Ausdauer, der Entschlossenheit und Aufopferung an den Tag legten. Dort das friedfertige Volk der Fischer und Seefahrer, das den Boden, auf dem es saß, der Meeresflut abgewonnen hatte, und im steten Kampf, in kunstreicher Gegenwehr gegen ein überlegenes Element Standhaftigkeit und Scharfsinn zu üben gelernt hatte, hier die kleinen Gemeinden bedürfnisloser Hirten, glücklich in ihrer freien Armut und gestählt durch ihr an Plage und Gefahren reiches Gewerbe: sie hingen beide mit gleicher Liebe an ihrer so wenig verlockenden Heimat, trotzten mit derselben Unerschrockenheit übermächtigen Despoten, überdauerten gleich zäh alle Wechselfälle und den trägen Gang des Krieges.

Auch darin stimmen diese Kämpfe zusammen, daß sie aus ähnlichem Anlaß entbrannten, um denselben Preis geführt wurden und gleich lange dauerten. Die Niederländer wachten eifersüchtig über ihren alten Freiheiten und Vorrechten, und daß Philipp diesen zuwider Fremde in die Verwaltung einsetzte, das Tribunal zu Mecheln aufhob, willkürlich Steuern ausschrieb, gab den ersten Anstoß zum offenen Widerstande; den Waldstätten lag alles daran, daß ihr von den Vorgängern Albrechts verbrieftes und erneuertes Privilegium der reichsunmittelbaren Stellung nicht verdunkelt oder angetastet würde. Schließlich führte der Kampf zur völligen und anerkannten Selbständigkeit beider Gemeinwesen, nicht in rascher Entscheidung, sondern in langsamer, vielfach unterbrochener Entwicklung, deren Schlußstein für die Schweizer Eidgenossenschaft das Jahr 1499, für die Niederlande der westfälische Frieden bildet (1648).

Damit wären die hauptsächlichsten Vergleichungspunkte erschöpft. Den Vergleich noch weiter im einzelnen auszuführen, hat seine Gefahren; denn der Geschichtsunkundige könnte versucht werden, ein winziges, in seinen Anfängen sagenhaftes und erst von Schiller dichterisch verklärtes Ereignis wie die Bildung der Eidgenossenschaft mit der großartigen, heroischen, in Bedeutung und Folgen welthistorischen That des Abfalls der Niederlande und der Bildung der Generalstaaten auf eine Stufe zu stellen.

4. Inwiefern hat die Schweiz Ursache, unserem Schiller dankbar zu sein? (Wilhelm Tell).

Als am 10. November 1859 überall in den deutschen Vaterländern — es waren damals noch dreißig und mehr — und, wo sonst im Ausland oder in den fremden Erdteilen sich genügend viele Deutsche zusammenfanden, der Geburtstag Schillers bei der hundertsten Wiederkehr besonders festlich begangen wurde, da bewies die Begeisterung und Einmütigkeit dieser Feier uns mitten in unserer politischen Zersplitterung, daß wir ein großes und in der Vereinigung starkes Volk wären, und diese Feier, bei der häufiger und inbrünstiger als anderes die Verse aus „Tell" erklangen: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern" oder „Ans Vaterland, ans teure schließ' dich an", sie half die heilige Flamme deutschen Vaterlandssinnes schüren und lehrte uns aufs neue, wie dankbar wir Schiller sein müssen für die ewig wirkenden Gaben seiner Dichtungen und besonders des Tell. Aber was sollen wir dazu sagen, daß auch das Schweizervolk allen Grund hat, dem Sänger Tells den Kranz der Dankbarkeit zu flechten?

Daß die Schweiz zu den bekanntesten und genanntesten Ländern Europas gehört, das bewirkt nicht allein die außerordentliche Natur des Landes, sondern auch seine denkwürdige Geschichte. Beides nun hat Schiller im Tell so wunderbar gezeichnet, daß er durch seine Verherrlichung des Landes und der Leute die Kenntnis und Bewunderung von beiden in die weitesten Kreise, in alle Welt getragen hat.

Ueber das Schweizerland können wir durch Schilderungen und Reisebeschreibungen uns unterrichten; aber sie ermüden, und nicht jeder liest sie. Im Drama hingegen wird uns Schweizer Landschaft fast in jeder Szene vor die Augen geführt, und Schiller hat durch eifriges Studium selber dafür gesorgt, daß die Treue und Natürlichkeit des auf der Bühne Dargestellten vollkommen wäre; hat er doch (Brief an Iffland 9 X 1803) selbst dem Zeichner die Idee zu verschiedenen Dekorationen angegeben. In jedem Abschnitt der Handlung leben wir mitten in dieser eigenartigen Gebirgsnatur, wir atmen

> Dort unter freiem Himmelsdache, wo
> Der Sinn noch frisch ist und das Herz gesund,

die erquickende Alpenluft („die Luft ist rein und trägt den Schall so weit"), wir hören die Gletscher donnern, welche die vernichtenden Schlaglawinen entsenden, und vernehmen von den Gefahren, mit welchen die lockeren Schneemassen der Windlawinen den Wanderer bedrohen, oder die in den mit jungem Firnschnee trügerisch bedeckten Spalten lauern; wir erfahren von den Schrecken, wann sich der Föhn erhebt aus seinen Schlünden und auf dem von himmelhohen Wänden eingeschränkten Vierwaldstättensee rast an der Fluh,

> Die sich jähstotzig absenkt in die Tiefe.

Und dann schreiten wir wieder mit dem flüchtigen Melchthal durch der Surenen furchtbares Gebirge, über Gletscher, aus deren Runsen das milchweiße Wasser quillt, und Eisfelder, wo nur der Lämmergeier heiser krächzt, und schauen empor zu jenen Zacken, jenen Eisestürmen, die hoch bis in den Himmel sich verlieren und nie auftauten seit dem Schöpfungstag. Ja, wir schauen sie nicht mit dem geistigen Auge, nur in der Phantasie, sondern nach Schillers eigenster Vorschrift soll der Maschinenmeister uns — und das geschieht auf jeder guten Bühne — „das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Eisbergen zeigen". Aber auch die liebliche Natur der Vorberge wird uns nahe gerückt, wo um den blauen See die grünen Matten sich erheben, und mit dem wißbegierigen Sohne Tells wandern unsere Gedanken den Lauf der Ströme hinab in jene Vorlande der Schweizer Berge, wo die Wildwasser nicht mehr brausend schäumen, in die fruchtbare Ebene, die wie ein Garten anzuschauen ist. Indem der Dichter diese mit wenigen Strichen und doch unvergleichlich schildert, erreicht er durch die Gegenüberstellung an sich und auch durch manche geschickt und natürlich eingeflochtene Züge, z. B. von den gebannten Bäumen, daß die Schweizer Berge in ihrer Besonderheit unserer anschauenden Erkenntnis angenähert werden.

Diese Berge läßt der Dichter nicht ohne Tierleben. Ueber der Eiswüste des Hochgebirgs schwebt der einsame Lämmergeier, die Abhänge belebt das muntere Geschlecht der Gemsen, die uns hier wie von selbst und notwendig der Hirte und der Jäger, nicht ein gelehrtes Buch schildert: wie sie eine Vorhut ausstellen, die durch einen pfeifenden Ton das Rudel warnt, wie das wunde Tier den Jäger in den Abgrund reißt, mit welchen Gefahren sonst die Jagd auf sie verknüpft ist. Mit dem Senner machen wir die Alpfahrt mit und hören ihn sein Vieh preisen, das kluge Alpenrind, das auch Vernunft hat und stolz ist auf das Band am Halse und sein Geläute; dort oben auf der Alp bleibt es bis zum Herbst, wo es dann wieder heimgebracht wird zur Winterung in den bequemen Ställen.

So wird uns das Schweizerland mit all seinen Eigentümlichkeiten und Reizen lebendig nahe gebracht, uns und den tausenden, die alljährlich den „Tell" auf der Bühne sehen. Aber nicht allein das Land lernen wir kennen, sondern auch alle seine Bewohner, ihr Thun und Treiben, ihr Empfinden und Denken, nicht in kühler Beschreibung, sondern indem wir mit ihnen leben und fühlen. Kein Gewerbe und Stand, kein Alter und Geschlecht ist vergessen, das ganze Volk erscheint vor uns in seiner Gesamtheit, groß durch treffliche Eigenschaften und verklärt durch die Macht der Poesie. Da ist der arme Wildheuer, der über dem Abhang weg das dürftige Gras abmähet an den Felsenwänden, wohin selbst die Ziege nicht zu klettern wagt, und dessen elend erbärmliches Los Mitgefühl erweckt; da ist ferner der Hirte, der Ferge, der Gemsjäger, deren Erwerb nicht minder beschwerlich ist. Neben ihnen steht der reiche Klosterverwalter, der zehn Senten sein eigen nennt und pomphaft den Hochzeitszug abhält, der Schwyzer Bauer, der auf ererbtem Besitz im behaglichen Wohlstand lebt, im wohnlichen Holzhause, das mit Wappenschildern und Sinnsprüchen geschmückt ist; ferner der adlige Herr, der in den Schlachten den Heerbann anführt und doch nach der Väter Art in Feld und Wald mit seinen Knechten arbeitet.

Alle diese Menschen, die des Dichters Kunst scharf unterscheidend gekennzeichnet hat und uns gewissermaßen leibhaftig vor die Augen führt, die Männer wie die Frauen und Kinder, zeigen edle und liebenswerte Eigenschaften. Alle hangen an der Heimat, und schon des Herdenreihens Melodie genügt, um die schmerzliche Sehnsucht in ihnen darnach zu erwecken, wenn sie ihnen auf der fremden Erde anklingt. In altväterischer Einfachheit dahin lebend, den geringen Bedarf des Lebens wie den Hausrat sich selber erarbeitend, halten sie fest am Hergebrachten und tagen nach den alten Bräuchen; sie pflegen treu das Erbe ihrer Vätertugend. Ueberall gilt Gastfreundschaft als ein heiliges Recht, als eine Pflicht; so erzählt Melchthal:

So eilt ich sicher unterm heilgen Schirm
Des Gastrechts von Gehöfte zu Gehöft;

und mit berechtigtem Stolz rühmt Stauffacher von sich:

Stauffachers Haus verbirgt sich nicht....., ein wirtlich Dach,
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.

Sagt er doch damit nichts anderes als was die anderen über ihn sagen:

Von allen Wandrern aus dem deutschen Land,
Die über Meinrads Zell nach Welschland fahren,
Rühmt jeder euer gastlich Haus.

Obwohl es auch hier den Unterschied von Reich und Arm, von Bauer und Edelmann giebt, so fühlen sich doch alle als Söhne desselben freien Bodens und stehen zu einander im schönen Verhältnis der Gleichheit. Der Freiherr von Attinghausen teilt nach altem Hausgebrauch den Frühtrunk mit seinen Knechten, und mit edlem Selbstbewußtsein streckt der Bauer dem Ritter die Hand entgegen:

Des Bauern Handschlag, edler Herr, ist auch
Ein Manneswort!
Und unser Stand ist älter als der eure.

Vorbildlich für alle Zeiten und Völker, erwärmend und erhebend ist die Rütli-Szene, wo dieses Gefühl der Einigkeit im Festhalten am Vaterlande sich am schönsten offenbart; hier und überall sprechen Schweizer Landleute Worte der erhabensten Vaterlandsliebe:

Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust,
Ein freies Opfer, in die Schar der Lanzen. —
Nur wen'ge Pässe öffnen unser Land,
Die wollen wir mit unsern Leibern decken. —

In dem Befreiungskampfe gegen Oesterreich geschieht manche gewaltsame That, doch nichts Gemeines, Niedriges, was die gute Sache entehrte. Sie verabscheuen alle des Meuchelmordes grauenvolle That, durch die sich Johann von Schwaben schändet, und bezeugen es ausdrücklich von sich:

Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blutgen Frevels segenvolle Frucht.

„Lern' dieses Volk von Hirten kennen, Knabe!" ruft der greise Attinghausen Rudenz zu. Was die große Welt der Gebildeten heute von ihm weiß, schöpft sie vornehmlich aus Schillers poetischem Werk. Daß so der Freiheitskampf der Schweizer nicht wirklich verlief, daß es keinen Tell gegeben hat, so wenig wie den grimmen Schirmvogt Geßler, ist drüber vergessen, und wir sind geneigt, in den Schweizern nur Tells und Winkelried und Stauffacher zu sehn. So haben es die Schweizer nur Schiller zu verdanken, daß sie und ihre Vergangenheit in unserer Vorstellung so gestaltet sind. Wo ist es je einem anderen Volk beschieden gewesen, daß es einen solchen Verkünder seiner Vorzeit und seiner Tugenden gefunden hätte? So weit ist es sogar gekommen, daß sie selber glauben eine Heldennation zu sein und eine heroische Geschichte zu haben, wo doch dem Historiker und Kenner so manches sich im Lichte der geschichtlichen Wahrheit ganz anders zeigt!

Wo von der Dankespflicht der Schweizer gegen Schiller zu reden ist, sei in allerletzter Stelle nicht vergessen: daß derselbe Dichter, der ihr Herold geworden und sie ideal verklärt hat, auch — es ist ein häßliches modernes Fremdwort, aber hier an der rechten Stelle — auch wirksame Reklame für sie gemacht hat. Ungezählte Fremde pilgern alljährlich zur Schweiz, und in guten Jahren verdient das Land hundert Millionen Frank bar an ihnen. Was wäre aber der Vierwaldstättensee, was Brunnen und Selisberg ohne Schiller? Ganz zu geschweigen von Küßnacht und der Tellskapelle und dem Rütliwirtshaus und anderen Stätten, die nur besucht werden, weil die Glorie von Schillers göttlicher Poesie um ihnen liegt. Nur wer mit eigenen Augen den Zug der Vergnügungsreisenden an jenen Orten gesehen hat, vermag zu beurteilen, warum auch geschäftlich die Schweizer Schiller zu Dank verpflichtet sind.

Sicherlich waren es nicht solche Gedanken und Rücksichten, die im Jahre 1859 die vier Urkantone dazu bestimmten, auf dem riesigen Granitsplitter in dem Vierwaldstättensee vor Treib mit goldenen Lettern die Inschrift zu setzen: Dem Sänger Tells die Urkantone. Vielmehr quoll, ursprünglich und rein, das Gefühl des schuldigen Dankes gegen den Verkündiger ihres Ruhmes aus dem Herzen des Schweizer Volkes damals so gut wie jetzt im Jahre 1895, wo in Altorf Tells Denkmal unter der Teilnahme der Nation und in Anwesenheit ihrer obersten Behörden jüngst feierlich enthüllt worden ist.

5. Wie erfüllt Schillers Darstellung der Belagerung Antwerpens, was die Einleitung verspricht?

Was wir bis jetzt von Schillers historischer Prosa gelesen haben, ist recht wenig; aber schon dieser kleine Abschnitt, die Geschichte der Belagerung Antwerpens, bietet hinlänglich Proben von ihren unvergänglichen Vorzügen. Ihr Wert — und der Wert dieser kleinen Abhandlung — liegt nicht ausschließlich in der geschichtlichen Treue, mit der sie geschrieben ist; denn die haben schon andre vor ihm erreicht; es ist auch nicht allein der Wohlklang seiner Perioden und die kraftvolle Sprache, die das lesende Publikum vor hundert Jahren überraschte und entzückte und die sein Freund Körner vornehmlich an ihm rühmte: sondern den gewaltigen und bleibenden Eindruck empfangen wir darum aus ihr, weil Schiller als ein Künstler und Dichter die gleichgültigen Ereignisse so zu vertiefen und darzustellen verstand, daß das allgemein Menschliche in ihnen heraustritt, an uns herantritt und uns packt. Wir vernehmen nicht Thatsachen, die das Gedächtnis bewahrt, sondern Menschenschicksale, die das Gemüt bewegen. Dies sei in Kürze aus dem gelesenen Abschnitt bewiesen. Wen reizt heute ein Bericht über die Blokade Antwerpens im Ausgange des XVI. Jahrhunderts? ihren Verlauf und ihre Thatsachen? Und doch, wenn Schiller sie erzählt, so weckt er und befriedigt er nicht nur die Wißbegierde, sondern er erhebt die Brust des Lesers oder erregt sein Mitgefühl, indem er überall an jeder Stelle der Erzählung ihm nachdrücklich vor die Seele führt, was der Mensch durch Regsamkeit des Geistes, durch Bestimmtheit und Kraft des Willens erreichen kann, und wie durch Kurzsichtigkeit und Schwäche der tiefe Fall herbeigeführt wird.

Der Held des Stückes, der Mann mit dem scharfen Blick, dem rührig erfinderischen Geist und dem ehernen Wollen, ist der Herzog von Parma. Er setzt sich das scheinbar Unmögliche vor:

eine volkreiche Stadt von großer, nicht zu umspannender Ausdehnung, die sich auf zahlreiche verbündete Plätze in der Umgegend stützt, offene Verbindung nach allen Seiten hat, durch unübersteigliche Werke und einen reißenden Strom geschützt wird, mit einer schwachen Armee zu bezwingen. Indem
§ 5. 12. 20. Schiller die Schwierigkeiten dieses Unternehmens wiederholt und sorgfältig darlegt und so zu sagen haushoch vor uns auftürmt, erzielt er bei dem aufmerksamen Leser einen hohen Grad von Spannung; denn der fragt sich erwartungsvoll: wie wird der Herzog sie alle überwinden? Nun wird vor unsern
§ 8. Augen der Plan des großen Werks erwogen und gefaßt: nur durch Hunger kann die Stadt zu Falle gebracht werden; also muß sie abgeschnitten werden erst von ihren Landverbindungen, dann von der Schelde. Der erste Teil dieses umfassenden, scheinbar ausschweifenden Entwurfs wird mit
§ 13. einem glänzenden Ausgang gekrönt, zu dem nicht die Gunst der Zufälle, sondern das Genie des Urhebers das Beste thut: Dendermonde, das die träge Bevölkerung unterlassen hatte durch Bestauung der umliegenden Felder unnahbar zu machen, das aber, durch einen breiten, wasserreichen Graben umgeben, den langwierigsten Widerstand leisten kann, macht er rasch wehrlos, indem er das Wasser dieses Grabens auf eine sinnreiche Art und in rastloser Arbeit ableitet; gegenüber Gent zeigt er
§ 15. wiederum wohlberechnete Nachsicht und gewinnt die Stadt durch den Schrecken seines Namens ohne Schwertstreich, zur rechten Zeit. Denn — dem Mutigen ist allezeit auch das Glück hold — gerade in dem Augenblick, da er sich an die zweite Aufgabe, die Sperrung der Schelde, macht, öffnet Gent seine Thore und liefert ihm alles dazu Nötige: Baugerät, Handwerker, Geldmittel.

Nun ging er daran, den Antwerpnern ihre Lebensader zu unterbinden, die Schelde abzuschließen. Die Kühnheit, mit der er den Plan faßte, den tiefen, reißenden, von der feindlichen Flotte beherrschten Strom durch eine Brücke zu sperren, wurde noch übertroffen durch die Genialität und
§ 21. das Geschick der Ausführung, deren Einzelheiten Schiller mit bewunderungswerter Klarheit, Anschaulichkeit und Sachkenntnis schildert. So geschickt war die vom Herzog entworfene Anlage und so groß
§ 25. die Kunst seiner Baumeister, daß das Werk sogar die Gefahren des Winters überdauerte. Freilich konnte er es nicht verhindern, daß ein nicht minder unternehmender und ebenso erfindungsreicher
§ 44. 45. Gegner in der Stadt ihm den ganzen Wunderbau zerriß und den Antwerpnern wieder Luft machte. Aber als das Unglück geschehen war, verlor er, selber verletzt in der allgemeinen Zerstörung, nicht
§ 47. einen Augenblick die Geistesgegenwart. Er selber ergriff Hacke und Spaten, und sein Beispiel feuerte die Soldaten zu der erstaunlichen Leistung an, daß in einer Nacht das Zerstörte wenigstens dem Scheine nach neu erstand.

In dem jetzt beginnenden dritten Akt des großen Dramas bewies er dieselben Eigenschaften des Scharfblicks und der Energie und erreichte dadurch das Ziel. Als der schlimme Feind, den er gegen Antwerpen heraufbeschworen hatte, der Hunger, sich in der Stadt fühlbar machte, gerieten die Belagerten auf den Gedanken, das Land zu überschwemmen und auf diesem Verbindungswege
§ 50. Lebensmittel zuzuführen. Der weitblickende Feldherr hatte dies vorausgesehn und gleich zu Anfang den Damm besetzt, der das Ueberschwemmungsgebiet durchzog und die Durchfahrt hemmte. In dem Besitz dieses Deiches hing für die Belagerten alles, und sie hätten, mit dem Mut der Verzweiflung anstürmend, ihn auch erobert und durchstochen, wenn nicht der Herzog selbst, den Degen in der Faust, an der Spitze seiner Soldaten gekämpft und ihren gesunkenen Mut entzündet hätte. Er blieb Sieger
§ 57. und erntete bald darauf den Lohn seiner Beharrlichkeit und Kühnheit: Antwerpen ergab sich im August des Jahres 1585.

Daß es dahin nach einer gerade einjährigen Belagerung kam, geschah wider alles menschliche Erwarten. Doch wurde dieser Erfolg nicht allein durch die genialen und heroischen Eigenschaften des Angreifers herbeigeführt, die Schiller so geflissentlich zur Geltung kommen läßt, sondern das Meiste trugen dazu die Unterlassungssünden der Gegner bei, die er wiederum an jeder Stelle als Grund des Mißlingens sichtbar macht, ohne sie doch mit Absicht hervorzuheben; er überläßt es eben dem denkenden Leser, sie herauszufinden und aus dem geschichtlichen Bilde die Lehre zu ziehn, daß dem Kleinmut und der Schwäche weder durch Glücksfälle noch durch die Thatkraft des Einzelnen, der ohne Unterstützung bleibt, auf die Dauer geholfen werden kann.

Antwerpen konnte sich, wenn es dem Rate Wilhelms von Oranien folgte, mit einem Meere
§ 17. von Wasserfluten umgeben, das die Spanier abgehalten hätte; aber der blöde Eigennutz der Fleischerzunft verhinderte die Ausführung des rettenden Plans, aus keinem anderen Grunde als — weil sie die Fettweiden für ihr Schlachtvieh nicht hergeben mochte. Antwerpen hätte auf Jahre verproviantiert
§ 18. werden können: indessen die reichen Bürger gaben, engherzig und kurzsichtig zugleich, zu der Zeit, wo noch reichliche Zufuhr kam, ihr Geld nicht her, nur um in der Zeit der Not bessere Geschäfte

machen zu können, und gutgemeinte, aber thörichte Maßregeln der Behörde verjagten schließlich die § 19.
unternehmenden Lieferanten, die auf eigne Gefahr um ihres eignen Gewinnstes halber ganze Schiffs-
ladungen von Getreide in die Stadt gebracht hatten. — Anstatt daß die Not die zwiespältige Bevölkerung
geeinigt und belehrt hätte, daß in verzweifelter Lage die Leitung in die starke Hand kundiger Männer
gelegt werden muß, herrschten Parteiungen, und der lärmend geäußerte Volkswillen lähmte alle § 26. 27.
Unternehmungen; anstatt selber Hand anzulegen, schauten sie unthätig in die Ferne nach fremder § 30.
Hülfe aus. Mit den dringlichsten Befestigungsarbeiten war man nicht fertig geworden und nachher § 11.
kam man überall zu spät, kleine Nachlässigkeiten vereitelten den Erfolg wohlberechneter Pläne des § 10. 40.
Genies. Denn sie hatten einen genialen Mann in ihren Mauern, den italienischen Ingenieur Gianibelli; § 37. 38.
aber aus kleinlichem Krämersinn gaben sie ihm nicht die geforderten Mittel zu dem Werk, die Sperre
der Schelde durch Minenschiffe zu zerstören. Es ist wahr, es trafen sie manche unglückliche Zufälle,
z. B. daß ihr bester Admiral gefangen wurde, daß der Sturm die Brander von der Brücke weg aufs § 31.
Land trieb, daß bei dem letzten Unternehmen gegen den Cowensteinschen Damm die Flut sich zu früh § 42.
verlief und ihr größtes Schiff festrannte. Aber sie hatten auch unverhofftes Glück, und dann verstanden § 59.
sie nicht den Augenblick zu benutzen. Wirklich war die Brücke durch Gianibellis Höllenmaschine zerrissen; § 45.
aber diesen günstigen Moment ließen sie vorübergehn, und ihre Unthätigkeit veranlaßte — ein unglück-
seliges Mißverständnis! — die Entsatzflotte dazu, ebenfalls müßig liegen zu bleiben. Warum blieben § 46.
ferner beim letzten, fast schon entschiedenen Kampfe auf dem Cowensteinschen Damme die Führer nicht
auf ihrem Posten? Weil sie zu bequem waren und sich lieber in dem Triumph eines halben Erfolges § 56.
sonnen wollten als einen ganzen erringen.

So erscheint uns, wenn wir Schiller recht gelesen haben, das harte Schicksal, das nachher die eroberte Stadt traf, ebenso selbstverschuldet, wie der Ruhm des Eroberers selbstverdient. Ein Jeder schafft sich selber sein Geschick, das lehrt uns die Geschichte, die eine wahre magistra vitae wird, wenn uns ein Meister wie Schiller ihre Gebilde zeigt.

6. Wie Schiller in seiner Ballade „die Kraniche des Ibykus“ den aus dem Altertum überlieferten Stoff ausgestaltet hat.

Bei der Lektüre von Schillers Dichtungen haben wir immer nicht nur an dem vollendeten Werk Ohr und Herz erlabt, sondern meist auch das Entstehen und Werden desselben beachtet und einen Blick in die Werkstatt dieses Geistes gethan, der aus den Tiefen dichterischer Anschauung schöpfte, indem er zugleich mit Bienenfleiß dabei thätig war, den Stoff zusammenzutragen, zu prüfen und sichten, an der Form zu bessern und zu feilen, und zwar in so sorgsamer, strenger und lange fortgesetzter Arbeit, daß der große Dichter dem kleinsten Schüler darin ein Muster sein kann.

Ueberall, sage ich, verfolgen wir dies Schaffen des Dichters; nirgend ist es durch ein glänzenderes Zeugnis belegt als in den „Kranichen des Ibykus“, jener Perle deutscher Balladen, die durch Fleiß und Genie aus einem Nichts hervorgezaubert ist.

Denn was fand Schiller aus dem Altertum vor? Eine Anekdote bei Plutarch, ein kurzes Epigramm und folgende kahle Notiz über Ibykus in dem Lexikon des Suidas, eines gelehrten Sammlers aus dem XI. Jahrhundert. „Von Räubern in der Wüste angegriffen, sagte er, im Notfalle würden die Kraniche, die eben über ihm flogen, seine Rächer sein. Und er selbst wurde zwar erschlagen. Aber später rief einer der Räuber, als er in der Stadt Kraniche sah: Sieh' da! die Rächer des Ibykus! Da jemand dies gehört hatte, und man dem Gesagten weiter nachforschte, wurde die begangene That eingestanden, und die Räuber wurden zur Strafe gezogen.“

Aus diesen armseligen Zeilen ist unser großartiges Tongemälde, ist ein farbenprächtiges Bild aus dem griechischen Altertum, eine ergreifende Szene aus dem menschlichen Leben entstanden, freilich nicht ohne anhaltende Geistesarbeit, freilich nach langem Durchdenken des Stoffes und manchem schriftlichen Verkehr mit dem Kunstmeister Göthe, freilich nicht ohne fleißiges Studium der Bauwerke des Altertums, der Tragödien des Aeschylus, ja selbst der Naturgeschichte der Kraniche! Dies lasse sich doch der Schüler wieder und wieder, zur Warnung und Nacheiferung oder sich zum Troste, gesagt sein, damit er wisse, daß auf jedem Felde der Thätigkeit der Fleiß ein Stück des Genies ist. Der Fleiß also und der Genius Schillers, was hat er zu der Fabel des Suidas hinzugethan, wie sie ausgestaltet?

Zunächst machte er aus den zerstückten Lebensnachrichten über Ibykus eine zusammenhängende, spannende Erzählung. Wir begleiten den Sänger auf der Fahrt von Rhegium nach Griechenland,

in deren Stille und Einsamkeit die Beobachtung der hoch in der Luft dahinziehenden Kranichschwärme ihn zerstreut. Hier knüpft der Dichter schon ein Band, das mit dem Folgenden verbindet. Denn als Ibykus über den waldigen Gebirgsrücken des Isthmus auf Korinth zuschreitet, begrüßt er die Kraniche, das einzig Lebende um ihn, bereits als alte, traute Bekannte, die — und das ist wieder schön von Schiller erfunden und sinnig ausgesprochen — selber fahrende Sänger wie er, unter dem Schutz desselben Gottes ständen, des gastlichen Zeus, der den wehrlosen Fremdlingen Abwehr gegen Gewaltthat und wirtliche Aufnahme verbürgt. Der Ueberfall und die Mordthat schildern statt der drei Zeilen bei Suidas drei lebendige Strophen, wo uns nun die trockene Angabe, Kraniche würden seine Rächer sein, bedeutungsvoll vermittelt ist. Aus der Stille der Waldeinsamkeit und von dem düsteren Bilde des entstellten Leichnams weg führt uns dann der Dichter in die festlich heitere, farbenglänzende, wogende Versammlung der griechischen Stämme und in das Gedränge des Nationalfestes, wo es am dichtesten ist: ein Kontrast, von dem auch der stumpfeste Leser berührt und der ebenso durch die Anschaulichkeit, mit welcher der Raum des Theaters beschrieben ist, wie durch die Pracht der Sprache mächtig gehoben wird. Und wohlgemerkt, alles ist hier Schillers Erfindung, alles von ihm so zu sagen erarbeitet, und was er hier uns vorführt, das Gewoge der isthmischen Spiele, der Eindruck einer antiken Theatervorstellung, ist so geschildert, daß es nichts Besseres giebt, und daß wir es auswendig lernten, als die würdigste und zweckmäßigste Vorbereitung auf den Geschichtsunterricht der Ober-Sekunda oder die Sophokles-Erklärung in Prima. Was in dem fadenscheinigen Text des Suidas steht: in der Stadt rief ein Räuber u. s. w., hat Schiller nicht verändert; aber was hat er nicht alles daraus gemacht! Korinth, das Gewimmel der Festspiele, das Theater, die erschütternde Tragödie, das grausig erhabene Bild des Chors.

Des Eumeniden-Chors! Daß Schiller ihn aus der Aeschylus-Uebersetzung Wilhelms von Humboldt nahm und ganz umarbeitete, ist so interessant oder so gleichgültig wie die andere Notiz, daß der Gymnasialdirektor Böttiger aus Weimar ihm alles Wissenswerte und Nötige über die Einrichtung der griechischen Bühne verschaffte. Daß die Kraft und Sprachgewalt der Schillerschen Strophen das deutsche Gemüt unmittelbarer und mächtiger packt als das griechische Chorlied, werden nur wenige bestreiten. Aber dies ist alles nur Ausführung und Nebensache; für uns und unsere besondere Aufgabe wesentlich ist allein, daß die Idee von Schiller stammt, der Gedanke: das hehre und große, an die Herzen greifende Lied von der ewig wachen, gerecht waltenden Vorsehung, vor der nichts so Geheimes unentdeckt und das Verbrechen nicht unbestraft bleibt, hier an dieser Stelle einzulegen. Denn nun sind es nicht bloß der Kraniche wandernde Schwärme, ein zufälliges Naturspiel, wodurch, wie etwa in der Sage von St. Meinrads Raben, die Enthüllnng und Sühne der Unthat herbeigeführt wird; es ist auch nicht die Geschwätzigkeit eines der Mordgesellen, wie es im Plutarch erzählt wird; sondern, weil die Herzen unter dem Bann der vergeltenden göttlichen Macht stehen und gewissermaßen durch ihre Nähe berührt werden, darum öffnet sich der Mund des Schuldbeladenen, er giebt unwillkürlich und wie gelähmt dem unerbittlichen Druck des belasteten und nun erschütterten Gewissens nach und verrät sich beim Anblick der Kraniche. Erschüttert und ergriffen wie die Mörder sind alle Zuschauer, und diese Stimmung überträgt sich jedesmal auf den Leser, pflanzt sich auch beim kunstvoll schönen Vortrage des Gedichts auf eine größere Hörermenge fort, die in geheimnisvoller Spannung und mit verhaltenem Atem auf das Wort wartet: Sieh' da, sieh' da, Timotheus! Das nennen wir Effekt, und ihn hervorzubringen vermochte nur die Kraft des Dichters, deren Wehen wir verspüren, so oft wir ernst und gesammelt dies Gedicht lesen.

„Der fromme Dichter wird gerochen!“ Der Dichter, der des Gottes voll ist, steht nach der Anschauung der Griechen unter der besonderen Hut der Götter, und was ihre Mythen von Arion und Simonides bezeugen, dasselbe Empfinden drückt auch hier die Menge aus. Diesen Zug, der sicherlich der Sage von Ibykus zu Grunde lag, hat Schiller bewahrt; er ist ihm vertraut und kehrt bei ihm in mannigfachen Wendungen wieder, welche zu sammeln und zu betrachten an sich eine lohnende Aufgabe ist.

7. Was unterscheidet das altgriechische Theater vom heutigen?
(Schiller: Kraniche des Ibykus.)

Schiller hat die Haupthandlung des Gedichts „die Kraniche des Ibykus“ ins Theater verlegt und dabei von dem griechischen Theater eine so außerordentlich lebendige und anschauliche Schilderung in so wundervoller Sprache entworfen, daß wir diese Strophen uns für den Zweck der späteren Lektüre griechischer Tragödien einprägten. Was sonst noch anknüpfend an diese Schilderung uns über

das griechische Theater mit stetem Hinblick auf die moderne Bühne gesagt ist, sei hier in knapper Kürze und wohlgeordneter Darstellung zusammengefaßt.

Die dramatischen Aufführungen im Theater waren den Griechen ursprünglich immer ein Stück der Götterverehrung, ebenso gut wie es bei den Festspielen in Olympia und Delphi der Wettlauf oder Ringkampf waren: sie brachten hier wie dort das Schönste und Beste, was sie an Leistungen leiblicher oder geistiger Vollkommenheit bieten konnten, zum Preis und Dank den Göttern dar. Die Götter waren nicht dieselben allenthalben; in Korinth, der Stadt an den zwei Meeren, feierte man den meerbeherrschenden Gott Poseidon, in Athen zwar sonst die Athene, aber die Schauspiele im Frühjahr und Herbst fanden zu Ehren des Dionysos statt, der die köstliche Gottesgabe, den Wein, der Welt gespendet hatte; anderswo war Demeter oder Adonis Ursprung und Mittelpunkt der dramatischen Vorstellungen. Dieser fromme, heilige Charakter des Festspiels blieb auch äußerlich gewahrt und sichtbar in dem Opfer, mit dem es eingeleitet wurde, und dem Altar, der in der Mitte des freien Raumes vor der erhöhten Bretterbühne, in der ὀρχήστρα, sich befand. In Athen war die Leitung des Spiels demjenigen von den neun Archonten anvertraut, dem die Sorge für den Gottesdienst oblag, dem König-Oberpriester (βασιλεύς), und die vorderste Reihe der Sitze nahmen mit ihm die heiligen Gesandtschaften (θεωρίαι) ein, die von den Nachbarstädten zu dem Festtage der lokalen Gottheit auf Gemeindebeschluß abgeschickt waren.

Mehr noch und wirksamer als in solchen Aeußerlichkeiten trat der fromme Charakter der Spiele in der Art und dem Inhalt der Stücke selbst zu Tage. Die Gemüter der Hörer sollten erhoben und erbaut, gereinigt und geläutert werden; so hatte das Alltägliche und Gemeine hier keinen Platz; nicht gewöhnliche Menschen, sondern ehrwürdige Helden, Göttersöhne und selbst Götter traten auf; es handelte sich nicht um die Kämpfe und Sorgen des kleinlichen Alltagsleben, sondern um erschütternde Ereignisse, große Schicksale. Es war etwas ganz Seltenes und Beispielloses, wenn Aeschylus ein Zeitereignis, den Freiheitskampf von Salamis, auf die Bühne brachte; sonst waren die Stoffe stets dem heroischen Altertum entnommen. Die Helden der örtlichen Sagen, ein Theseus und Aiax in Athen, Jason und Medea in Thessalien, Perseus oder Agamemnon in Argos, die Dioskuren und Menelaus in Sparta, sie waren Dank Homer und Hesiod allen wohlbekannte Gestalten, nicht allein nach ihren Thaten, sondern auch nach ihrem Wesen, und auf den ersten Blick erkannten die Zuschauer, noch ehe sie den Namen der Helden auf der Bühne gehört hatten, an feststehenden, charakteristischen Merkmalen den listenreichen Odysseus, den jähzornigen Achill, den weisen Nestor u. s. w. So bedurfte es keiner kunstvollen Charakterzeichnung — die Charaktere waren von vornherein durch den Mythus gegeben — und die Handlung des Stückes zog sich nicht durch einen längeren Zeitraum hin, sondern vollzog sich in raschen, kurzen Schlägen, in der ergreifenden, erschütternden Katastrophe. Da tönten ernste Weisen von der Menschen kurzsichtiger Thorheit und verblendeter Ueberhebung, der strafenden Vergeltung der Götter, dem Lohn, welcher dem weisen Maß und der Frömmigkeit zu teil wird, da tönte der Sang, „der durch das Herz zerreißend dringt" u. s. w. Nirgend ist eben der fromme Gehalt und die tiefgehende Wirkung des antiken Dramas unserm Empfinden und Erkennen näher gebracht als an dieser eben angedeuteten Stelle durch Schiller.

In dem Wesen des griechischen Götterfestspieles lag es ferner, daß auf der Bühne nicht bloß gesprochen wurde, sondern es kamen dem gesprochenen Wort die dem Griechen willkommenen und gern gepflegten Künste des Tanzes und Gesanges zu Hülfe. Reigen, von den edelsten Jünglingen und Jungfrauen vor dem Altar der Gottheit getanzt und gesungen, waren auch sonst ein wesentlicher und beliebter Bestandteil der Feier am Gottesfesttage; warum sollten sie beim Festakt im Theater fehlen? Zwar haben wir kein völlig klares Bild von den Vorgängen auf der alten Bühne; aber das wissen wir, daß der Chor die Worte des Chorführers mit mannigfachen und lebhaften Bewegungen begleitete und daß größere Abschnitte, mit und ohne Musikbegleitung, von der Bühne herab gesungen wurden. Um eine annähernde Anschauung zu gewinnen, dürfen wir nicht etwa Oper und Ballett von heute heranziehen, die allzu weltlich geworden sind, sondern müßten an große Oratorien denken, durch welche die Weihe eines kirchlichen Festes künstlerisch gehoben wird. Aber auch dieser Vergleich baut uns nicht die Brücke zu Wesen und Wirkung des griechischen Theaters; die beste Anschauung vermittelt immer Schillers ahnungsvolle und packende Schilderung in den „Kranichen des Ibykus."

Den zweiten ganz wesentlichen Unterschied vom heutigen Theater macht der Umstand aus, daß die Aufführungen im Theater, eben weil sie zum Kultus gehörten, von der Gemeinde, der Stadt oder — wie in Syrakus — von dem Gewaltherrn auf öffentliche Kosten für die Gemeinde veranstaltet wurden. Aus den athenischen Einrichtungen ist bekannt, daß die Ausstattung und Einübung eines

Dramas, wie andere öffentliche Leistungen, z. B. die Ausrüstung und Bemannung der vom Staate gestellten Schiffsrümpfe, als eine Steuer und Pflicht den reichsten Männern der Bürgerschaft übertragen wurde, daß seit Perikles das Eintrittsgeld zum Theater unter besonderem Namen und auf Grund eines besonderen Gesetzes aus der Staatskasse bestritten wurde. So rechnete man die Theater in demselben Sinne zu öffentlichen Gebäuden, wie die Tempel oder das Rathaus; sie wurden, ebenso wie der Raum für die Volksversammlung, bei Gründung einer Stadt oder Kolonie zu allererst auf öffentliche Kosten hergestellt; das Dionysostheater in Athen wurde häufiger als die Pnyx zu Volksversammlungen benutzt. Aus dem Zweck, die Gemeinschaft aller Bürger aufzunehmen, ergab sich nun weiter: daß der Raum gewaltig groß sein mußte, daß er nicht bedacht sein konnte, daß es besonderer Untermauerungen bedurfte, um die terrassenförmig aufsteigenden Sitzreihen zu tragen, wenn man nicht, was häufig geschah, um die kostspieligen und schwierigen Unterbauten zu ersparen, eine Berglehne nahe der Stadt zur Anlage benutzte. Immer war der Platz so gewählt, daß er dem Zuschauer einen weiten Blick über die Landschaft oder das Meer gewährte, wie wir das auf dem Bilde des Theaters von Taormina gesehen haben und anderswoher (Tarent) aus der Geschichte wissen. Die gewaltigen Raumverhältnisse machten wieder besondere Veranstaltungen für die Schauspieler nötig. In der Mundöffnung der Gesichtsmaske war ein Schallrohr, das den Ton verstärkte, und doch mußten sie schreiend sprechen, um „hinauf bis in des Himmels Blau" verstanden zu werden; auf so weite Entfernungen wäre ohnehin ihr Mienenspiel nicht zur Geltung gekommen, es fiel unter der die Person charakterisierenden Maske fort; durch hohe Schuhe mit Korksohlen, Auspolsterung des Körpers und der Glieder und einen hohen Haaraufsatz wurde ihre Gestalt vergrößert; sollten sie doch auch, weil sie Helden und Götter darstellten, übermenschlich erscheinen.

Fassen wir alles bisher Gesagte zusammen: daß das griechische Drama nur an festlichen Tagen, also selten, aufgeführt wurde; daß es den Charakter einer heiligen Handlung trug; daß es die festlich gekleidete Bürgerschaft mit ihren obersten Vertretern in dem weiten, offenen Raum vereinigte: so ist leicht zu ermessen, daß das heutige Theater, welches überwiegend der Zerstreuung und Unterhaltung, ja der eitlen Lust dient, das allabendlich gegen ein die Stände scheidendes Eintrittsgeld seine Pforten öffnet, das gemeinhin das mehr geschäftliche als künstlerische Unternehmen eines in Geschäft oder Kunst gewandten Privatmannes ist, nichts mit dem antiken gemein hat. Wenn Schiller vor hundert Jahren es noch als eine moralische Anstalt zu betrachten versucht hat, heute versuchte er es wahrlich nicht mehr!

8. Mit welchem Recht nennt Odysseus sich selber den Städtezerstörer?
(Od. IX. 504).

Als Odysseus den ungeschlachten Riesen Polyphem überwältigt und hinterher noch listig getäuscht hat, da jubelt er im Gefühl des Triumphs, und wir spüren etwas von Behagen und Genugthuung in den Worten, die er dem Besiegten zuruft:

O Kyklop, wenn einer der sterblichen Menschen in Zukunft
Fragen sollte, woher dir des Auges schmähliche Blendung,
Sage: Das habe gethan der Städtezerstörer Odysseus u. s. w.

So nennt er sich mit stolzem Selbstbewußtsein, sicherlich nicht darum, weil er eben das Thrazierdorf Ismarus verwüstet hat, sondern, wie Homer im Eingange verkündet:

Da Troja, die heilige Stadt, er zerstöret. (I, 2.)

Mit welchem Recht so fragen wir, verleiht der Dichter ihm allein und maßt der Held sich selbst einen Ruhmestitel an, an dem doch hunderttausend griechische Männer und unter ihnen so viele starke Helden ihren Anteil haben?

Die Antwort darauf giebt Odysseus selber als beredter Anwalt seiner Ansprüche auf die Waffen des Achill, die Thetis als Preis für den tapfersten der Griechen ausgesetzt hatte, also wohl für denjenigen, welcher in diesem Kampf der griechischen Sache die besten Dienste geleistet hatte. Und das war nach einstimmigem Urteil der Fürsten Odysseus.

Von vorneherein hatten sich dem Unternehmen der Griechen die größten Schwierigkeiten entgegengestellt. Als das Aufgebot aller Stämme endlich mit vieler Mühe in Aulis versammelt war, hinderten widrige Winde lange die Abfahrt. Der Zorn der Diana, so orakelte Kalchas, wäre die Ursache davon; er müsse erst gesühnt werden und könne es allein durch die Opferung der Iphigenie, der Tochter Agamemnons. Was unmöglich erschien, vollbrachte Odysseus Beredsamkeit und List; er brachte den Vater zu dem schweren Entschlusse, für das allgemeine Beste die geliebte

Tochter hinzugeben, er entlockte der Mutter das Versprechen, ihr sorgsam gehütetes Kind nach Aulis zu schicken. Wäre Odysseus nicht gewesen, so wären die Griechen nicht einmal von der ersten Station ihres Feldzuges losgekommen. Vor Troja angekommen, erfuhren sie bald, daß ihnen der Mann fehlte, der einzig imstande wäre, den Hort der Trojaner, den mächtigen Hektor, zu fällen und auf den die Orakel alle hinwiesen: den göttlichen Sohn des Peleus und der Meeresnymphe Thetis. Wieder war es Odysseus, der es verstand, den Versteck des Achill zu erspähen und ihn trotz der Künste der Mutter, die wohl wußte, welch' nahes Ende ihm auf seiner kriegerischen Laufbahn beschieden wäre, von dem einsamen Skyros auf den Schauplatz der Thaten und seines unsterblichen Heldenruhms zu führen. Was Achill für die Griechen gethan, darf Odysseus darum ohne den Vorwurf eitler Ruhmredigkeit für sich in Anspruch nehmen. met. XIII, v. 195. v. 171.

Aber es gab noch eine ganze Reihe anderer Vorbedingungen, die erfüllt werden mußten, ehe nach dem Ratschluß der Götter Troja fallen durfte. In das geheimnisvolle Dunkel dieser Schicksalsbestimmungen hatte nur Helenus, der weissagende Sohn des Priamus, einen Einblick, und Odysseus leistete damit, daß er diesen Seher gefangen nahm und ihm sein Geheimnis abpreßte, seinen Landsleuten einen unvergleichlichen Dienst. Freilich, mit dem Wissen allein war es nicht gethan; das Schwierigste war die Ausführung, die in allen Fällen wieder allein ihm als dem klügsten der Heerführer zugeschoben wurde. So holte er den Neoptolemos, ohne den Troja nicht erobert werden konnte, ins griechische Lager; mit diesem zusammen machte er die Fahrt nach Lemnos zu Philoktet, dem Erben des Bogens und der vergifteten Pfeile des Herkules, die ebenfalls nach altem Götterschluß bei dem letzten Akt des Krieges mitwirken mußten. Es war nicht leicht, den durch ein zehnjähriges schmerzliches Leiden und die unschuldige Verbannung verbitterten Mann zur Herausgabe seiner so wertvollen Waffenstücke zu bewegen; denn er haßte die Griechen alle, die ihn von sich gestoßen hatten, und am meisten den Odysseus, der auf der Hinfahrt gerade seine Aussetzung an das öde Land veranlaßt hatte. Darum wünschte er ihnen mehr ein langsames Verderben als den baldigen Sieg; aber schließlich gelang es der unüberwindlichen Beredsamkeit des schlauen Vermittlers — nach des Sophokles Tragödie muß sogar der Gott Herkules eingreifen — den versöhnten Helden mit den göttlichen Waffen im Triumph zu den Seinen zurückzuführen. Viel gewagter und mit der Gefahr der Knechtschaft oder des Todes war sein letztes Unternehmen verknüpft, der Raub des Palladiums. Dieses Heiligtum, ein uraltes hölzernes Schnitzbild der Städtebeschirmerin Pallas, galt als ein Unterpfand der Wohlfahrt Trojas; die Stadt war unverletzlich, so lange ihre Mauern dieses heilige Symbol in sich bargen. Darum war es in der Mitte der Burg im Innersten des Athenetempels wohlverwahrt und wurde ängstlich bewacht und gehütet. Da schlichen sich nächtlicher Weile Odysseus und der kühne Begleiter und stete Waffengefährte auf seinen Streifereien, Diomedes, beide als Bettler verkleidet, durch eine Spalte der Mauer in die Stadt, in die Burg, in den Tempel und entführten das Bild so lautlos und geschickt, daß die Trojaner ihren Verlust nicht sogleich merkten. Eine nächtliche That und ein Diebstahl dazu! Aber sie allein machte den Sieg möglich, und darum läßt Ovid den Helden mit Stolz sagen: Ilion hab' ich bezwungen in jener nächtlichen Stunde. v. 335. Od. XI, 508. v. 325. v. 348.

Minder augenfällig als mancher verwegene Waffengang, dies Wagstück in Troja und seine erfolgreichen Gesandschaften war seine stille Thätigkeit im Lager, wo nach so langem, erfolglosem Kampfe Unmut und Verzagtheit um sich griff, und die Entbehrungen und Mühsale, die der Krieg auferlegte, vor allem aber die lange Trennung von der Heimat, immer widerwilliger ertragen wurden. Diese Mißstimmung kam zum Ausbruch, als Agamemnon einmal, um das Heer auf die Probe zu stellen, eine Rede in öffentlicher Versammlung aller Streiter mit der Aufforderung schloß:

Fliehen wir jetzt mit den Schiffen zurück in die Heimat, die teure,
Da wir die räumige Stadt der Troer doch nimmer gewinnen. Il. II, 140.

Das ließen sie sich nicht zweimal sagen! Alles rannte zu den Schiffen hinab, schob sie ins Meer und machte sich zur Heimfahrt bereit. Da trat, während alle Fürsten den Kopf verloren hatten, Odysseus dazwischen, und seinem kraftvollen Eingreifen mit Wort und That war es allein zu danken, daß man blieb und die Belagerung der aller ihrer Bundesgenossen und Schicksalsstützen beraubten Stadt bis zum Ende fortsetzte. v. 229.

Welchen ruhmreichen Anteil Odysseus an diesem Ende gehabt, ist bekannt. Er hat es herbeigeführt, von ihm ging der Plan aus, das hölzerne Pferd zu erbauen, ein Werk, bei dem Epeius doch nur den mittelmäßigen Ruhm eines geschickten Zimmermanns gewann; er überredete die Griechen dazu, daß sie scheinbar abzogen und durch diese verstellte Flucht sowie durch das geschickte Lügengewebe eines zurückgelassenen Spähers die Trojaner zu dem unheilvollen Entschluß verleiteten, das hölzerne Od. VIII, 500.

Roß als ein Weihgeschenk für Minerva in die Stadt zu ziehen. Doch ließ er sich nicht daran genügen, die Fäden zu dem Truggewebe zu schlingen; vielmehr beteiligte er sich selber, sein Leben dransetzend, an dem Wagnis, ließ sich mit den andern in den Bauch des Rosses einschließen und leitete sie bei dem ganzen Anschlag, der den Untergang der Stadt herbeiführte.

Blicken wir auf die lange Reihe seiner Thaten zurück, die, von der Abfahrt von Aulis an, jedesmal einen Schritt weiter zur Zerstörung Iliums führten, so begreifen wir, daß er und wie er diese That als die seinige ansehen konnte. Wir verstehen es auch, warum ihm, als er zehn Jahre darnach am Hofe des Phäakenkönigs den Sang des blinden Dichters Demodokus von der Erstürmung
Od. VIII, 532. Iliums hörte, Thränen der Rührung entquollen. War er doch der Mittelpunkt dieses Heldengedichts, und sein Werk war es, die stolzeste That seines Lebens, an die der irrende Seefahrer in der Fremde erinnert wurde.

9. Worin zeigt sich Ulixes als Redner und Anwalt seinem Gegner Aiax überlegen?

(Ovid. met. XIII.)

Von den zahlreichen Erweiterungen, welche die trojanische Sage erfahren hat und die meist die Schicksale der handelnden Personen, aber auch der Oertlichkeiten und einzelner Gegenstände behandeln, ist keine so bekannt wie der Streit um die Waffen Achills in der Darstellung des römischen Dichters Ovid. Bekanntlich erhält die Waffen, die Thetis nach dem Tode ihres Sohnes als Ehrenpreis für den Tapfersten der Griechen ausgesetzt hat, nicht der unermüdliche, treuherzige Kämpfer Aiax, sondern der listenreiche Ulixes. Dies ist gegen unser erstes und natürliches Empfinden; liest man aber die Verhandlung darüber bei Ovid, so begreift man, warum die zur Entscheidung
v. 312. berufenen Fürsten ihre Stimmen auf Ulixes vereinigen. Sie erfuhren eben — wie der Dichter selbst es sagt — die Macht der Rede an sich selber, und Ulixes konnte seine Meisterschaft um so nachdrücklicher und glänzender bei dieser Gelegenheit zur Geltung bringen, je weniger sein Gegner ihm in der Kunst des Angriffs und der Verteidigung oder des Ausdrucks gewachsen war.

Aiax macht von vorneherein die schwersten Fehler darin, wie er den Stoff und wie er seine Hörer, vor allem die zu Gericht sitzenden Fürsten, behandelt. Anstatt ruhig und sachlich seinen Anteil an dem Kampfeswerk zu entwickeln und dadurch die Berechtigung seines Anspruchs nachzuweisen, sprudelt und strömt sein Mund unvermittelt und in der Hitze der Leidenschaft Prahlereien aus und gehässige Verleumdungen zugleich mit der ersten und einzigen Begründung seines Anrechts auf die
v. 8. Waffen: daß er das Schiffslager der Griechen vor Hektors Feuerbränden gerettet habe. Er verletzt die Schiedsrichter durch die Aeußerung, daß er sich für den allein berechtigten und einzig möglichen
v. 113. 17. Bewerber und jede andere Wahl als eine Verirrung ansieht, daß er darum, ihrer Entscheidung vor-
v. 121. 102. greifend, ihnen kaum ernst gemeinte, wie eine Verhöhnung klingende Ratschläge giebt, was sie mit den Waffen anfangen sollten. Ebenso ist es arge Ueberhebung und Verblendung, wenn er es genug
v. 19. Ehre für Ulixes nennt, überhaupt mit ihm in Vergleich gekommen zu sein. Dergleichen nimmt von vorneherein gegen ihn ein, den allerschlechtesten Eindruck muß es aber machen, wenn er, anstatt mit geziemender Einschränkung von seinen Thaten zu reden, das Gelüste niedriger Leidenschaft damit befriedigt und ein Gefallen darin findet, den Gegner herabzuziehen und zu beschimpfen. Seine Waffe
v. 9. 32. in diesem Streit würde die Lüge sein, schon sein Großvater Sisyphus wäre ein Erzbetrüger gewesen;
v. 40. er habe sich scheu dem Kampfe zu entziehen gesucht und nachher im Kampfe seinen Waffengefährten
v. 81. 67. im Stiche gelassen; ein Heuchler wäre er und ein Feigling dazu. Diesen Vorwurf der Feigheit
v. 83. 92. wiederholt er in immer neuen Wendungen mit einer Bosheit, die, vom Hasse eingegeben, dem menschlichen Empfinden und auch den unbeteiligten Hörern niedrig und verächtlich erscheint, und zum Schluß häuft, ja steigert er die Schimpfwörter in einer jedes zartere Gefühl verletzenden Weise:
v. 111—115. „Dein feiger Arm, Du Schurke, Du Erzfeigling!“ in vier Zeilen hintereinander.

So hat er seinem Gegner das Spiel leicht gemacht; denn dieser erreicht nun seine Erfolge nicht allein durch die eigene Kunst, sondern auch durch den Gegensatz an sich. Ulixes schimpft nirgends auf Aiax; weiß er doch aus seiner in einer langen Erfahrung gewonnenen Menschenkenntnis, was die Hörer unbewußt empfinden: daß, wer zu schimpfen anfängt, mit seinen Gründen längst zu Ende ist, wenn er überhaupt welche gehabt hat. Ferner hat eine vielseitige Uebung als Redner in mannigfachen Lagen und Anwalt der schwierigsten Sachen ihn gelehrt, daß der Weg zum Kopfe, wie man zu sagen pflegt, durch das Herz geht, daß man die Richter sanft anfassen, gewinnen oder rühren

muß und dann erst mit gutem Erfolge sie zu überzeugen hoffen kann. Nicht protzig und polternd, nicht dreist und derb und drohend, sondern schüchtern und schmeichelnd beginnt er, indem er zugleich als echter Schauspieler die kleinen Kunstgriffe nicht verschmäht, welche Stimmung machen. Er platzt
nicht mit einem Male heraus, sondern läßt seine Hörer ein wenig warten, um die Spannung, mit v. 126.
der sie ihm, dem anerkannt besten Redner im Lager, entgegensehen, noch zu steigern. Wie bescheiden v. 125.
sieht es aus, wenn er die Blicke zu Boden schlägt angesichts der so zahlreichen und stattlichen Versammlung, welche günstige Meinung von seinem Edelsinn muß es erwecken, daß er in seiner Sache nicht zuerst
an sich denkt, sondern dem Wohlthäter und Verteidiger der Griechen, Achill, den Zoll der Erinnerung v. 130.
weiht; wie rührselig wirkt es, wenn er dabei weint — oder vielmehr den Schein hervorzurufen versteht, daß seine Thränen um Achilles fließen; denn in Wirklichkeit weint er nicht, er schauspielert nur:
veluti lacrimantia lumina tersit! Hier und an anderen Stellen. Sein ausdrucksvolles Gebärdenspiel ist v. 132.
immer wohl berechnet und unterstützt zur rechten Zeit das Gewicht seiner Gründe; das wollten die griechischen Hörer immer so haben, und Demosthenes fiel bei den Athenern durch, ehe er zu einem Schauspieler in die Lehre gegangen war. Ulixes versteht das Arbeiten auf den Effekt. So ist es z. B. kein großes Verdienst um die gemeinsame Sache der Griechen, daß er am Kampf um die Leiche
Achills beteiligt war; wenn er aber auf seine Schulter schlägt mit den Worten: „Hier, diese Schulter v. 284.
trug den teuren Toten aus dem Kampf!“ — oder wenn er gar das Gewand aufreißt und auf seine
Brust zeigend ausruft: „Sehet her, das sind die Wunden, die ich für euch empfing!“ — so schauen v. 264.
alle unwillkürlich hin, auch diejenigen, welche mit minderer Spannung zuhörten, und denken bei sich: Was für ein Mann! Wieviel hat er gethan!

Aber es sind doch nicht alles und ausschließlich nur Aeußerlichkeiten, mit denen Ulix seine Hörer bloß betrügt oder besticht; auch in der Art, wie er seinen Stoff vorträgt, wie er ihn anordnet, beweist er den geschickten Redner — oder, richtiger gesagt: zeigt Ovid seine rhetorische Schulung. Zuerst beruhigt er zweifelnde oder mißtrauische Hörer durch die vertrauenerweckende Sicherheit, mit
der er gleich zu Anfang volle Klarheit über den Inhalt seiner Ausführungen giebt: nur Thatsachen, v. 159.
und weiter nichts, wolle er vorbringen, da ja Verdienste allein entscheiden sollten, und er werde sie v. 150.
in der Folge der Ereignisse vortragen. Da kann ihn jeder dabei kontrollieren, da ist ja keine Täuschung v. 161.
möglich — so denken alle und hören ihn wohlwollend und vertrauensselig an.

Wie er dies Wohlwollen seiner Hörer sich erhält und steigert, ist schon im Eingange gestreift worden: er erniedrigt sich nicht wie Aiax durch Schimpfen und Verleumden, im Gegenteil verkündet
er es laut: „Aiax stand vorne als Beschirmer des Schiffslagers; verdienstliche Thaten boshaft herab- v. 270.
zuziehen ist nicht meine Art“ und gewinnt durch dieses Bekenntnis einer edlen Seele alle edeldenkenden Richter. Was Aiax an Gehässigkeit und Sticheleien gegen ihn vorgebracht, nimmt er zwar auf, aber nicht um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern um in geschickter Abwehr das für ihn Günstige herauszukehren. Aiax fing mit seiner hohen Abstammung an; worauf Ulixes das stolze Wort spricht,
für welches die Masse des Volks ihm sicherlich dankbar zujauchzte: daß nicht der Ruhm der Ahnen, v. 140.
sondern die eigenen Thaten den Mann adeln! Aiax macht viel Rühmens von seinem Zweikampf mit Hektor, dem er allein sich zu stellen gewagt habe; Ulix ergänzt, was Aiax verschwiegen hatte: daß neben ihm auch andere sich gemeldet hatten. Der Oberkönig, sieben andere Fürsten, die jetzt zu
Gericht sitzen, sie alle — sich selber nennt er ganz zuletzt — habe Aiax vergessen. Wie erfreute v. 276.
diese Ehrenerklärung die Gekränkten! Sie nahmen natürlich für den Mann Partei, der sich ihrer angenommen hatte.

Ebenso gewandt weist er die anderen persönlichen Angriffe des Aiax zurück, meist mit der
Wirkung, daß sich der Spieß gegen den Angreifer kehrt. Ohne Zeugen, so hat Aiax gesagt, verrichte v. 15.
Ulixes seine Thaten, und dann wieder, sich widersprechend, nur mit Hülfe des Diomedes könne er v. 100.
etwas ausrichten. Dem giebt Ulixes eine ganz andere Wendung: „Du, Aiax, stehst allein; mich ehrt v. 238.
die Wertschätzung seitens meiner Stammesgenossen, vor allem eines Helden wie Diomedes.“ Jedesmal v. 241.
folgt die Erwiderung wie Schlag auf Schlag, und darum mit schlagendem Erfolge; man vergleiche
nur, wie er die höhnische Frage: „Wo steckt der beredte Ulixes?“ wörtlich ihm wiedergiebt: „Wo v. 92.
bleibt da der tapfere Aiax?“ v. 340.

So steht die Ueberlegenheit des Ulixes als Redner und Anwalt außer Zweifel. Freilich wollen wir nicht vergessen, daß nicht der sagenhafte Held der Odyssee hier zu uns spricht, sondern ein römischer Advokat, der alle Mittel der schulmäßigen Redekunst beherrscht, auch die kleinsten wie z. B. Wortspiele v. 40. 133. 170. 268. 285., und gern werden wir uns gestehen, daß uns Odysseus und homerische Naivetät besser gefällt als Ulixes und Ovids geistsprühende Rhetorik.

10. Wodurch erreicht es Homer, daß wir mit dem Schicksal des Kyklopen so gar kein Mitleid haben?

(Od. IX.)

Die Abenteuer des Odysseus, wie Homer sie uns erzählt, erfreuen in ihrer unverwüstlichen
Frische die Jugend heute ebenso wie vor zwei Jahrtausenden und haben darin ihren besonderen
Vorzug, daß sie der Phantasie so viel freien Spielraum lassen. Wenn wir das neunte Buch der
Odyssee zu Ende gelesen haben, folgen wir zwar dem unternehmenden Seefahrer weiter und „hin zu
der Aeolus-Insel gelangen wir“ alsbald im ersten Verse des zehnten Buches; doch mancher verweilet
wohl in Gedanken einen Augenblick bei dem armen Besiegten, dem nicht bloß das einzige Auge
geraubt ist, sondern auch der einzige Freund, sein Hauptwidder; denn der kam aus der Herdenbeute
v. 551. auf Odysseus Anteil und Odysseus hat ihn dem im Donnergewölk thronenden Zeus als Dankopfer
dargebracht. Traurig fürwahr ist Polyphems Lage! Tappend und tastend wird er die gewohnten
v. 245. Geschäfte nur sehr unvollkommen und keineswegs wie vorher πάντα κατὰ μοῖραν verrichten; wie soll
ihm z. B. die Käsebereitung gelingen? und wie ungeschickt wird er bei den anderen mannigfachen
v. 245. Hantierungen seines Hirtenberufs sein? Von nun ab kann sein Dasein ihm nicht mehr die geringste
Freude bieten; denn was ihn bisher ergötzte, das Grün der Frühjahrsweiden, das Gedeihen und
Wachstum seiner Herde, vermag er nicht wahrzunehmen; die ausgebrannte Augenhöhle dem Meere
zugekehrt, unfähig, durch das Spiel der Gedanken sich zu zerstreuen, wird er in stierem Hasse gegen
seinen Ueberwinder mit Fluchen und Toben oder ohnmächtigem Seufzen seine öden, einsamen Tage
elend dahinschleppen.

So malen wir uns sein Leben aus, kläglich genug; aber nie so kläglich, daß wir davon
ergriffen würden, um ihn trauerten, mit ihm fühlten. Wir haben kein Mitleid für ihn übrig; daß
wir es nicht haben und auch nicht haben sollen, dafür hat Homer gesorgt durch die Schilderung,
welche er vom gesamten Volke entwirft, und durch die besonderen Züge, die er dem Polyphem verleiht.

Diese Kyklopen waren den Griechen gar nicht wert, als Menschen angesehen und behandelt
zu werden; denn die Griechen vermißten bei ihnen alles das, was sie als Grundbedingung menschen-
würdigen Daseins und menschlicher Gesittung ansahen. Sie wohnten noch wie rechte Wilde in Höhlen
v. 113. auf wilden, einsamen Bergeshöhen; sie verstanden es nicht, der Mutter Erde ihre Gaben abzugewinnen,
die Frucht der süßen Aehren, deren Genuß allein das Wesen des Erdensohnes vermenschlicht, obwohl
v. 135. der Reichthum des Bodens sie dazu aufzufordern schien. Sie waren eben zu dumm und faul dazu;
und wenn das Meer freundlich in ihr Land sich drängte, Buchten bildend mit schönem Ankergrund
v. 140. und reichlichem Süßwasser dazu, Vorzüge, die Homer seinen Landsleuten, den schiffahrtskundigen
Bewohnern eines wasserarmen Landes, mit verständnisinnigem Behagen schildert, so machten sie von
all diesen Herrlichkeiten keinen Gebrauch. Sie hatten nicht Schiffe, trieben keinen Handel und waren
darum nicht bildungs- und vervollkommnungsfähig; denn zuerst und zumeist pflegt an das Schiff
des Kaufmanns das Gute sich anzuknüpfen.

Ebenso dürftig und armselig wie ihr äußeres Dasein war ihr geistiges Leben. Die besten
und edelsten Züge im Menschen entwickeln sich erst im Zusammenleben mit Seinesgleichen; erst wenn
er einen Menschen hat, dem er hülfreich sein kann, eine Gemeinschaft, mit der er sich eins fühlt,
v. 112. eine Ordnung, (θέμις) die er aufrecht zu erhalten hat und die das teuerste der Bande webt, den Trieb
zum Vaterlande, erst dann unterscheidet er sich von dem ohne Ziel und Zweck dahinlebenden Tiere.
Der Mensch, das wußten die Griechen, ist geschaffen zur Gemeinschaft, und darum nannten sie dies
Wesen, von anderen Lebewesen es unterscheidend, das ζῷον πολιτικόν; der Wilde ist ungesellig und
bleibt darum der Wilde, wie die Kyklopen in der griechischen Fabelwelt. Sie suchen einander nicht
v. 115. auf, sondern meiden sich gegenseitig; auf das Geschrei des Polyphem kommen sie zwar herbei, fragen
v. 113. aber nur von Weitem, was ihm fehle, und kehren gleich um; ihren nichtigen Trost geben sie ἀπιόντες.

Ein weiterer Beweis dafür, auf welcher niedrigen Stufe der Gesittung sie stehn, ist darin zu
finden, daß sie nicht an Götter glauben; denn die Erfahrung hat uns gemeinhin gelehrt, daß kein
Volk so roh und verkümmert ist, in dem nicht irgend eine Spur oder Form des Götterglaubens
v. 275. anzutreffen wäre. Homer läßt den Polyphem es geradeheraus sagen: Wir Kyklopen kümmern uns
nicht um Zeus und die anderen seligen Götter, da wir viel stärker sind als sie. Wenn es an einer
v. 107. anderen Stelle heißt: „im Vertrauen auf die unsterblichen Götter säen und ernten sie nicht,“ oder
v. 558. wenn Polyphem sagt: „unseren Wein läßt Zeus gedeihn,“ so scheint das dem Obigen zu widersprechen,
aber der Widerspruch ist nur scheinbar, er erklärt sich aus der dem alten Homer geläufigen Redewendung,
daß die Götter dem Menschen alles Gute geben, oder, daß, wer nichts thut, sich auf den lieben Gott verläßt.

Von diesen unholden Gesellen, die wie das Vieh dahinleben, im Gefühl ihrer rohen Kraft die Götter nicht scheuen und allein dadurch jedes Anrechts auf Teilnahme verlustig gehen, daß sie die den Griechen heilige Pflicht der Gastfreundschaft nicht achten, hebt Homer noch durch manchen Zug als besonders ungeschlacht und verabscheuungswürdig den Polyphem heraus. Er ist Menschenfresser und zwar in rohester Form; die Art, wie er gleich zwei Gefährten des Odysseus auf einmal packt und zerschmettert, wie er alles zugleich, Fleisch, Eingeweide und Knochen verschlingt und, seine Milch dazu schlürfend, den Wamst füllt, ist abschreckend widerlich. Als er dann den Wein des Odysseus kennen gelernt hat, trinkt er so unmäßig, daß er mit einem Mal nach hintenüber fällt und in einem totenähnlichen Schlaf versinkt, aus welchem er nicht einmal durch die Revolution seines Magens gestört wird. Ist uns schon solche wüste Völlerei und Rohheit ekelerregend, wie viel mehr den Griechen, welche der Mäßigung den Vorrang unter allen Tugenden zugestanden und durch Mäßigkeit im Genuß des Weins sich bewußt von den nördlichen Völkern, Makedoniern, Thrakern und Skythen, unterschieden.

Dreimal, erzählt Odysseus, trank er die dargereichte Schale aus, und fügt hinzu: in seinem Unverstand. Denn daß er sein bischen Verstand umnebeln soll, zu seinem Verderben, merkt er nicht. Als er dann geblendet ist und wutschnaubend nach den Wichten forscht, die ihn so schnöde bewältigt haben, da betastet er zwar die aus der Höhle an ihm vorübergehenden Schafe, ein jedes einzeln, ganz genau, aber nur oben; unter den Bauch zu fassen vergißt er, denn, so spottet Odysseus, das fiel dem Thoren gar nicht ein, daß wir uns unten festgebunden haben könnten! Auch sonst zeigt er sich schwer von Begriff. Wenn auf seine Klage: „Utis (keiner) will mich umbringen," die anderen
erwidern: „Was schreist du denn, wenn keiner (Metis) dir was zuleide thut?" so mußte er hier v. 410.
wohl den Doppelsinn des Wortes erraten; aber — dazu sind seine Gedanken zu kurz. Ganz täppisch
erscheint er in seiner Dummheit, wenn er noch gar listig sein will. „Komm zu mir," ruft er dem v. 517.
glücklich Entronnenen zu, „ich will dir Geschenke geben und werde auch von meinem Vater dir glückliche Heimkehr erbitten!" In eine so plumpe, ungeschickte Falle geht ihm der listenreiche Sohn des Laertes nicht, und wir lachen über diese Hinterlist, die soviel mehr boshaft als verschlagen ist. Ueber den einzigen Witz, den der Kyklop macht, lachen wir freilich nicht. Als er wieder um Wein bettelt, verspricht
er dafür dem Odysseus ein Gastgeschenk, daran er seine Freude haben werde. Was ist's? „Ich werde v 356.
dich zuletzt fressen" eröffnet er ihm, „das soll deine Ehrengabe sein", gesprochen mit einem gewissen Behagen an dieser Wendung, in der sich roher Spott mit wortbrüchiger Gemeinheit vereinigt.

Trotz aller dieser gemeinsamen und besonderen Züge eines niedrigen, fast tierisch gemeinen Daseins haften dem Kyklopen doch manche Eigenschaften an, die zwar kein Wohlgefallen an ihm erwecken, nicht gerade Interesse für seine Person erregen, aber doch etwas von Teilnahme uns abnötigen. Er führt sich als ein sorgsamer Herdenvater und fleißiger Arbeiter ein; seine Milchwirtschaft ist, so
scheint es nach der bewundernden Beschreibung des Odysseus, musterhaft; nicht eher setzt er sich zum v. 216.
Mahle, als bis er „in Eile und mit Eifer" seine Arbeiten verrichtet hat. Er besitzt sogar Gemüt. Denn wie er seinen Widder anspricht, ihm sein Leid klagt, das ist gemütvoll, fast rührend. Diese Zuthaten hat Homer mit bemerkenswerter Kunst gemacht, auf daß, wenn wir im Kampfe des Menschenwitzes gegen brutale Gewalt mit allen unsern Sympathieen auf der Seite des menschlichen Helden stehn, das Untier drüben doch nicht die häßlichen Empfindungen des Ekels und Abscheues allein in uns erwecke.

11. Die Zieqeninsel.

(Eine Schilderung; nach Homer Od. IX. v. 115–160.)

Als Odysseus auf seiner Heimfahrt von Troja am Kap Malea durch einen Nordsturm gefaßt und nach Süden verschlagen war, hinein in das unbekannte Meer der Wunder und Fabelländer, kam er zuerst an die Küste der Lotophagen und von dort in rascher Fahrt zu dem Volk der Kyklopen. Vor ihrem Lande — *γαίης*, denn Homer spricht immer nur vom Lande und nirgends von einer Insel der Kyklopen — lag, in eine Bucht des Meeres sich hineinstreckend, eine kleine, flache Insel, nur von Ziegen bewohnt, die wir deshalb die Ziegeninsel nennen wollen. Hier landete Odysseus mit seinem noch unversehrten Geschwader von zwölf Schiffen in einer dunklen Nacht, wo das Mondlicht durch Wolken verdeckt war, dichter Nebel über dem Wasser lagerte und von der Küste nichts zu sehen war. Am nächsten Morgen zeigte ihm die aufgehende Sonne ein schönes Eiland, das seine Gefährten voll Bewunderung schauten, als sie es auf der Jagd nach Ziegen durchstreiften. Was war denn dort so Herrliches zu schauen?

Die Insel war völlig einsam; nicht Hirt, nicht Ackersmann trieb dort sein Wesen, nichts von menschlicher Kultur, nicht einmal die Fußspur eines Menschen war zu sehn. So waren die Wildziegen dort die Herren, in unermeßlicher Zahl und ungestört, denn in die Wildnis ihrer Berge kamen auch nicht Jäger hin. Und doch war es ein Paradies nicht nur für den Jäger, sondern auch die Kauffahrer, den Ackerbauer und Hirten. Denn die Insel hatte einen Hafen, geräumig und sicher, wo die Schiffe gefahrlos einlaufen und liegen bleiben konnten, so lange es den Seeleuten gefiel, ohne daß sie sich die Mühe machen durften, ihr Fahrzeug aufs Land zu ziehen oder es festzulegen, indem sie Ankersteine versenkten oder es durch Taue am Ufer festbanden. So nahe dem Meere, hatten die Schiffer doch keinen Mangel an süßem Wasser; denn in dem äußersten Winkel der Bucht rann aus einer Felsengrotte ein Quell, dessen belebendes Naß die Vegetation frisch erhielt; an seinen Ufern wuchsen Schwarzpappeln. So erfüllte sich hier, was Schiller — wohl nach dieser Stelle — dem kühnen Seefahrer wünscht: „In bewirtender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell!" Leider verstanden die nächsten Nachbarn, die dummen Kyklopen, nichts von der Seefahrt und nutzten diesen Vorzug und die andern Herrlichkeiten der Insel nicht aus.

Nämlich nicht minder verlockend als für den Seemann war dieses wunderselige Land für den Landmann. Dort war ausgedehntes Pflugland, nicht unebenes, mit dürftiger Erdkrume bedecktes, wie in der Heimat des Odysseus, in Ithaka, sondern in glatter Fläche und ohne Schwierigkeit zu bearbeiten, mit tiefem Humus, wo das Getreide hoch und dicht gestanden hätte und zu seiner Zeit reif geworden wäre; aber es war kein Pflüger und Schnitter da! Ebenso lagen die herrlichen Wiesen unbenutzt, die sich vom Fuß der waldigen Berge zum Meere erstreckten. Und sie waren doch so schön, nicht mageres, dürres Gras tragend, wie in den sonnenverbrannten Berglandschaften Griechenlands, sondern wasserreich und süßes, duftiges Heu erzeugend! Keines Menschen Hand hatte Weinstöcke dort gepflanzt; wie schade, die würden dort unverwüstlich gedeihn, meint Homer, der Kenner des Weinbaues.

Wie an dieser Stelle, so hat bei der ganzen Schilderung ein sinniger Leser das bestimmte Empfinden: daß Homer mit Behagen und stillem Entzücken alles in solcher Vollkommenheit malt, wie er es daheim nicht hatte. Daher die verhältnismäßig breite Ausführlichkeit der Beschreibung, der aus der Odyssee nur weniges — aus dem 5. u. 13. Buche — an die Seite gestellt werden kann.

12. Cato, ein Römer alten Schlages.

(Nach Cic. de sen.)

Von den zahlreichen Schriften Ciceros, die in den drei Jahren entstanden, als Cäsars Alleinherrschaft ihn in eine unfreiwillige Muße drängte, erfreut sich keine einer so allgemeinen Bekanntschaft und Beliebtheit wie die Abhandlung über das Greisenalter. Sie dankt diese weite Verbreitung neben der leicht faßlichen, gemeinverständlichen Darstellung am meisten der geschickt gewählten Einkleidung; Cicero wußte, was er that, als er Cato redend einführte, und warum er es that. Wohl ist es Ciceros Sprache, Ciceros Belesenheit, Ciceros Weisheit, was darin enthalten ist; indem er sie aber dem alten Cato in den Mund legte, verlieh er seinen Worten bei den römischen Lesern größeres Ansehen und willigeres Gehör. Denn wie Cato schon die Achtung seiner Zeitgenossen sich erkämpft hatte, so genoß er bei den Späteren die unbedingte Anerkennung als der Vertreter unverfälschten Römertums, thätig und groß in drei Dingen: in der Landwirtschaft, auf dem Schlachtfelde, im Rate der Bürger; und so schildert ihn uns Cicero.

Die Römer, die Bewohner Latiums d. i. der breiten Ebene, blieben, auch als sie die Herren Italiens geworden waren und ihren Machtbereich über die Küsten des Mittelmeers ausdehnten, was sie gewesen waren: Bauern, Bauern nach ihrer Beschäftigung und nach ihren Neigungen,
§ 56. keiner so ganz wie Cato. Zu jeder Frist, welche ihnen die Staatsgeschäfte ließen, begaben sich Senatoren und Konsuln aufs Land und verweilten dort, mit ländlichen Arbeiten beschäftigt; so war es immer gewesen, so trieb es Cato, in bewußter Nachahmung und Wertschätzung der alten Helden Roms: des Cincinnatus, den der Staatsbote vom Pfluge her zum höchsten Amte, der Diktatur,
§ 60. holte, des Bezwingers der Gallier Valerius Korvus, der hundert Jahre alt wurde bei solch gesunder
§ 55. Beschäftigung, des ruhmvollen Kämpfers im Samniten- und Pyrrhuskriege Kurius, der die selbst gebauten Wasserrüben sich selber schälend die Gesandtschaft der besiegten Völkerschaften empfing; Landstraßenboten hießen darum die Bediensteten des Konsuls, die zur Senatssitzung luden, weil sie über
§ 56. Land mußten, um die Staatsmänner vom Gutshof zu holen. Das heißt a villa, und nicht von ihren Villen, ihrem Luxus- und Sommeraufenthalt; sie saßen dort nicht müßig, sondern arbeiteten so, wie

es Cato von sich erzählt: sie beschnitten die Rebe und beobachteten ihr Wachstum und pfropften § 53.
edlere Triebe auf, sie gruben und rajolten (repastinare), trieben Bienenzucht und Viehmast. Dabei
war ihr Sinn immer auf das Praktische gerichtet, und Catos hervorragende Begabung dafür ist es
recht eigentlich, was ihn zum Muster des alten Römers macht. Er kennt — angeblich, so steht es
wenigstens bei Cicero — Hesiods Gedicht über den Landbau „Tage und Werke"; aber mit welcher § 54.
Verachtung sieht er auf den Griechen herab, der kein Wort vom Mistfahren gesagt hat! Düngen ist
ihm die Hauptsache beim Ackerbau, und ein Kapitel in seinem Handbuch handelt, wie er stolz bemerkt:
dixi ego in eo libro etc., davon; dort antwortet er auf die Frage: Was macht den guten Landwirt cp. 61.
aus? mit der bekannten spaßigen Aufzählung: erstens ordentlich ackern, zweitens ackern, drittens —
düngen. Und Homer steht ihm schon deshalb wesentlich höher als Hesiod, weil er die Praxis und den
Wert des Düngens kennt; denn wo er das rührende Wiedersehn zwischen Odysseus und dem greisen
Laertes schildert, was treibt da der wackere Alte? Er düngt das Land! — So begreifen wir, daß
Cato den Blumenflor des Gartens dicht neben den Bienenstöcken erwähnt; für diese duften die Blumen
mit ihrem Blütenstaub, nicht für den Herrn; der Herr ist ein Bauer und mag keinen Schmuck- und § 54.
Ziergarten; der Garten mit seinem mannigfachen Gemüse, Kohl und Salat und Endivien, hat nur
für die Wirtschaft zu steuern und muß für augenblickliche Bedürfnisse aushelfen ebenso, wie die nie
versagende Aushülfe, die Speckseite in der Räucherkammer. Zwar ohne Empfinden für die Natur § 56.
war Cato nicht und sind die alten Römer nie gewesen; das beweist die sinnig liebevolle Schilderung § 51—53.
des Werdens und Wachsens der Pflanze; aber die behagliche Breite, mit der er den Segen der länd-
lichen Speisekammer beschreibt, zeigt doch die Richtung auf das Nahrhafte und Nützliche; selbst bei § 56.
der Jagd und Vogelstellerei, der die Römer leidenschaftlich ergeben waren, denkt er mehr an den
Ertrag als an das Vergnügen; es ist ihm nur ein müßiger Zeitvertreib, ein supervacaneum opus.

Bei diesem auf den Erwerb gerichteten Leben, dessen letztes Ziel es war, den überkommenen § 25.
Besitz nicht allein zu erhalten, sondern zu mehren und gemehrt auf die Nachkommen zu vererben, war
die Zucht streng, das Leben knapp, und bei den geselligen Abenden, an denen Cato seine Nachbarn, § 24.
einfache sabinische Landleute, um sich versammelte, herrschte nicht Völlerei, war nicht Essen und § 46.
Trinken die Hauptsache, sondern gemütliche Unterhaltung. In nächster Nähe von Catos Anwesen
lag das Gehöft des berühmten Feldherrn Kurius; wie staunte er über die Einfachheit dort, die ihm § 55.
die Bedürfnislosigkeit des alten Helden und die harte Zucht der alten Zeit vor Augen brachte!
Wie jene alten Römer lebte auch er, jeden Sinnengenuß verschmähend und ihn fürchtend als einen § 7. § 44.
Köder, an dem der Mann sich fangen ließe wie ein Fischlein, um die Kraft des Leibes und die
Stärke des Willens in der Gefangenschaft der Sinnenlust alsbald zu verlieren. § 39—43.

Erfüllt von solchen Grundsätzen hat er dem Vaterlande mehr als zwei Menschenalter hindurch
gedient und, echt römisch, darin, in diesem Dienst am Vaterlande, den eigentlichen Inhalt seines Lebens
(negotium) gesehn; denn selbst der Landbau füllte doch mehr seine Muße aus (otium). Diese
Thätigkeit war eine zwiefache, eine kriegerische und staatsmännische.

Von seiner Teilnahme an den Kämpfen Roms erwähnt er genug: daß er siebzehnjährig ins § 10.
Feld zog gegen Hannibal, bei Kapua und Tarent, jenen entscheidenden Schlägen, wo Hannibals
Glück sich wandte, dabei war; daß er in allen Stellungen, vom gemeinen Soldaten durch die Stufen § 18.
des Kriegsobersten und Legaten bis zum Konsul, in Kriegen mannigfacher Art seine Erfahrungen
sammelte; daß er an den Thermopylen unter Glabrio und selbständig als Prokonsul in Spanien, § 32.
immer siegreich, gefochten hat. Davon erwähnt er in seiner Bescheidenheit nichts, so viel er
sonst nach Art des Greisenalters von sich plaudert, daß er von dort die höchste aller irdischen Ehren
eines Römers, den Triumph, davontrug. Doch seine Thaten gehören der Geschichte an; es genügt
hier, sie anzudeuten, wie es in unsrer Quelle geschehen ist; der Leitstern und die Triebfeder seines
Handelns war ihm wie allen Römern nicht die Pflicht, sondern unsterblicher Nachruhm. „Meint ihr, § 82.
ich würde mich Tag und Nacht, im Felde und im Frieden abgequält haben, wenn mir nicht, über
die kurze Spanne meines Lebens hinaus, der Ruhm bei der Nachwelt winkte?" Als guter Patriot § 82.
kennt er die Geschichte Roms, insbesondere alle die großen Männer, die das Beispiel entsagender
und aufopfernder Thätigkeit gaben und mit heroischem Mut auf dem Schlachtfelde starben; doch nicht § 75.
minder rühmt er die schlichten Bauernsöhne der latinischen Mark, die mutig und freudig zum Angriff
vorgingen, auch wenn sie wußten, daß sie nicht lebend zurückkommen würden.

Sein politisches Wirken wird nicht mit der Aufzählung der Aemter erschöpft, von der Anfangsstufe § 10.
der Quästur bis zur Censur, wenngleich aus diesem letzten und höchsten Amte genug bekannt ist, was
seinen strengen, altrömischen Sinn kennzeichnet. Als oberster Sittenrichter reinigte er Senat und

Ritterschaft von unwürdigen Elementen, ohne sich durch Drohungen einschüchtern zu lassen und ohne
§ 42. Rücksicht auf ihren alten Namen, ihren hohen Rang und mächtigen Anhang zu nehmen. Er versäumte
§ 38. keine Senatssitzung und bestimmte die auswärtige Politik Roms; wie einst der alte Appius gegen
§ 16. Pyrrhus, trat er gegen Karthago auf, und seinem fortwährenden Drängen ist es zuzuschreiben, daß
§ 18. noch bei seinen Lebzeiten der letzte Vernichtungskampf gegen die gefährliche Nebenbuhlerin unter-
§ 11. nommen wurde. Anhänger und Verteidiger des Bestehenden, bewunderte er den Widerstand des
" Aristokraten Fabius Maximus gegen die Wühlereien des um die Volksgunst buhlenden Tribunen
§ 14. Flaminius und trat allen Neuerungen entgegen, bis in sein hohes Alter wegen der Kraft seiner
Lungen und der Macht seiner Worte als Volksredner gefürchtet. In die Vorzeit Roms, seine alten
§ 38. Satzungen, sein verwickeltes Recht sich vertiefend wahrte er die altrömischen Ueberlieferungen ebenso
bei Staatsverhandlungen, wie er seine juristische Hülfe jedem bedrängten Bürger gewährte.
§ 3. 26. Was Cicero von seiner für einen Römer umfassenden Bildung berichtet, scheint übertrieben;
§ 78—79. den Xenophon hat er sicher so wenig wie die Dramen des Sophokles gelesen. Das aber ist sicher
§ 47. und auch sonst verbürgt, daß er noch im späten Alter Griechisch lernte: der einzige Zug, worin er
von dem alten Römertum abwich, und eine Einräumung an den Geist der neuen Zeit, gegen die er
sich gewehrt hatte sein Leben lang und die mit seinem Tode anbrach.

13. Wie Cicero die katilinarische Verschwörung entdeckte und unterdrückte.

(Cic. in Catilin. III.)

Im Herbste des Jahres 64 vor Chr. konnten in Rom selbst die Blinden sehen, daß etwas im Gange wäre, daß innere Kämpfe, ja Umsturzpläne sich vorbereiteten.

Damals machte Katilina, der Sproß eines altpatrizischen Geschlechts, der nach einer wüsten Jugend und einem Leben voll Verbrechen nichts mehr zu verlieren hatte und alles von der Vernichtung der herrschenden Adelspartei erhoffte, den letzten verzweifelten Versuch, auf gesetzlichem Wege an die Spitze der Regierung zu gelangen. Aber er unterlag, und es gelang ihm nur, einen verkappten und etwas unsicheren Anhänger seiner Sache aus der Aristokratie, den Antonius, als Konsul durchzubringen. Die herrschende Partei, die Optimaten, machten damals in ihrer Angst aus der Not eine Tugend und sahen dem ehrgeizigen, strebsamen und geschickten Sachwalter Marcus Cicero es nach, daß er von geringer Herkunft war und nicht zu ihrer Kaste gehörte; auf ihn als den einzig befähigten Vertreter ihrer Interessen vereinigten sie im Gefühl der eigenen Unfähigkeit alle ihre Stimmen, und Cicero rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen in seiner Amtsführung, in welcher er durch Umsicht, Wachsamkeit und kraftvolles Handeln die Anschläge der gemeinschaftlichen Gegner vereitelte.

Zunächst machte er seinen Amtsgenossen unschädlich, indem er dessen Habgier fröhnte. Durch das Los war Cicero zur Verwaltung nach dem Konsulat Macedonien zugefallen, das Land der Goldbergwerke, wo in blühenden Städten eine wohlhabende Bevölkerung saß und die Erpressungen des römischen Statthalters einen reichen Ertrag versprachen. Diese Provinz gab er dem beutelüsternen Antonius hin gegen das damals minder ergiebige Oberitalien und hatte seitdem nichts Ernstliches von ihm zu befahren. Dann steckte er sich hinter eine Dame der römischen Aristokratie, die, wie er wußte, mit einem der Verschworenen, Namens Kurius, ein Liebesverhältnis hatte und von der er durch das Mittel reicher Geldspenden und noch größerer Versprechungen alle Maßnahmen und Verabredungen Katilinas unverzüglich erfuhr. So war er wohl gerüstet — buchstäblich, denn er hatte einen Harnisch unter der Toga angelegt — als er sich am 28. Oktober zur Konsulswahl für das Jahr 62 auf das Marsfeld begab, wo Katilina die Wahlhandlung durch einen Gewaltstreich zu seinen Gunsten zu entscheiden sich vorgenommen hatte, und erreichte es durch sein festes Auftreten, daß er nicht einmal den Versuch wagte. Als Katilina dann zu heucheln versuchte, riß er ihm die Larve vom Antlitz und überraschte den Senat in seiner berühmten ersten katilinarischen Rede durch die genaue, auf Tag und Stunde stimmende Angabe aller Unternehmungen und Pläne seiner Feinde. Die nächste Folge davon war, daß selbst dieser Frechling dadurch erschüttert wurde und den Schauplatz seiner Thaten nach Etrurien zu verlegen für ratsam fand, wo er nunmehr, unverhüllt und darum minder gefährlich, mit feindseligen Kundgebungen und bewaffneten Scharen als Bekämpfer der bestehenden Regierung auftrat.

Derweilen arbeiteten in Rom seine Helfershelfer am Werke der Verschwörung weiter, aber umständlich und unentschlossen, den Tag des Losschlagens immer weiter hinausschiebend und, statt das Nächste zu ergreifen, nach weitabliegenden Hülfsmitteln haschend. Dies ward ihr Verderben. In Rom hielt sich damals eine Gesandtschaft der Allobroger auf, eines längst unterworfenen, armseligen keltischen Stammes aus den Savoyer Alpen, die über Mißhandlung durch römische Beamte

und Ausbeutung durch römische Wucherer beim Senat Klage zu führen und Abhilfe zu verlangen hatte. An diese machte sich Lentulus, der ebenso unfähige wie eitle und ehrgeizige Führer der hauptstädtischen Verschworenen, anfangs mit dunklen Andeutungen über großes Bevorstehendes und was er für ein mächtiger Mann in Rom demnächst werden würde; zwei Kornelier hätten vor ihm in Rom geherrscht, Cinna und Sulla; jetzt käme der dritte, er, an die Reihe, denn so stände es in den Sibyllinischen Büchern; er werde, wenn die Gallier ihm behülflich sein wollten, und hier verlangte er unverblümt Zuzug ihrer Reiterei nach Italien, im Besitz der Herrschaft es ihnen reichlich lohnen durch Erlaß der Abgaben und Schulden. Dieses alles erschien den Galliern ebenso verlockend wie verdächtig, und Rat suchend trugen sie diese wundersamen Offenbarungen ihrem Patron Fabius Sanga vor. Der verstand alsbald den Zusammenhang der Dinge und führte sie zu Cicero, zu der richtigen Stelle, von der aus alle Bewegungen der Verschworenen überwacht und alle Angaben über sie gut bezahlt wurden. Cicero machte sie durch Drohungen, Schmeicheleien und Geld sich willfährig, und sie thaten alles, was er ihnen an die Hand gab; sie ließen sich als scheinbar eifrige Teilnehmer für das Komplott gewinnen, versprachen Reiterei für den offenen Kampf zu stellen, auf der Heimreise bei Katilina vorzusprechen und — schriftliche Aufträge der Verschworenen für ihn mitzunehmen. Gerade dies letztere war es, worauf es Cicero ankam, was sie auf sein Betreiben vorgeschlagen hatten; denn er wollte schriftliches von der Hand der Verschworenen, handgreifliche Beweise des feingesponnenen Verrats in die Hände bekommen. Was darnach geschah, war ein abgekartetes Spiel. Die Gallier wurden gleich nach ihrer Abreise eine Wegstunde hinter Rom aufgehoben, nach scheinbarem Widerstande entwaffnet, und die Briefe ihnen abgenommen. Zu gleicher Zeit ließ Cicero die Häupter der Verschwörung in der Stadt verhaften, berief dann den Senat zu einer außerordentlichen Sitzung und legte in dieser die Briefschaften vor, deren Handschrift und Siegel die Verschwörer nach kurzem, vergeblichem Leugnen überführte.

So hatte Cicero alles klar gelegt, den verwegenen Anführer aus der Heimlichkeit seiner revolutionären Pläne zum offenen Aufruhr und Kampf gedrängt, wo er minder zu fürchten war, und die verborgenen Wühler in Rom ans Licht gezogen und festgenommen. Was nun mit ihnen anfangen? Der einzig richtige und gangbare Weg der öffentlichen Anklage erschien zu förmlich und umständlich; in seiner Besorgnis, ein Volksaufstand könnte die Schuldigen aus der Haft befreien, griff Cicero zu einer Maßregel, die ebenso überstürzt wie ungesetzlich war: er legte dem Senat die Entscheidung über das Schicksal der Gefangenen vor. Die Senatoren, welche die Angst oder der Zorn darüber, daß ihre allmächtige Stellung so keck bedroht war, zum großen Teile kopflos gemacht hatte, vergaßen trotz der ernsten, eindringlichen Warnung Cäsars, daß über Leben und Tod eines römischen Bürgers nur das römische Volk nach uraltem, heiligem Gesetz richten durfte, und stimmten für die Hinrichtung. Dieser Urteilsspruch wurde noch am selben Abend unter Ciceros persönlicher Aufsicht vollstreckt, und er verkündigte der vor den Thoren des Kerkers harrenden Menge das Geschehene durch das eine Wort: Vixerunt, d. h. sie leben nicht mehr!

Noch lebte freilich Katilina; aber die Aufgabe, ihn unschädlich zu machen, fiel andern Männern zu, und dem Aufgebot der wohlgeordneten römischen Streitmacht wurde es nicht schwer, seine unregelmäßigen, ungeübten und schlecht bewaffneten Scharen auf offenem Plan zu vernichten. Drei Monate später fiel er nach verzweifelter Gegenwehr bei Pistoria in Etrurien.

In der ersten Erregung spendete Volk und Senat, froh darüber, daß Rom vor Mord, Brand und Plünderung bewahrt geblieben war, Cicero die höchsten Ehren. Er wurde als „Vater des Vaterlandes“ begrüßt, und seine Eitelkeit hat dafür gesorgt, daß diese That als die seine gepriesen, und er mit Romulus, dem Gründer Roms, und Marius, dem Besieger der Deutschen, auf eine Stufe gestellt wurde. Von ihm stammt das Wort, daß Rom zweien Männern aus Arpinum, Marius und ihm, die Errettung aus höchster Not und die Niederwerfung seiner schlimmsten äußeren und inneren Feinde verdanke.

14. Die Gallier.

(Eine Schilderung nach Caesar b. G.)

Cäsar leitet die Darstellung seiner Kämpfe in Gallien mit einer kurzen Uebersicht über Land und Leute ein, in welcher er von den Bewohnern im allgemeinen sagt: sie seien in Sprache, Einrichtungen und Gesetzen von einander verschieden. I, 1. Diese Verschiedenheit scheint indes nicht groß gewesen zu sein; jedenfalls schloß sie nicht aus, daß alle Stämme dem Beobachter zahlreiche gemeinschaftliche Züge und Eigenschaften zeigten, die er dann im sechsten Buch zu einer einheitlichen Schilderung des Gesamtvolks zusammenfaßt. Vereinigt mit sonstigen gelegentlichen Bemerkungen über

Sitten und Gewohnheiten der Gallier bildet sie die Quelle und Grundlage für die folgende
Charakteristik.

VI, 13. In Gallien gab es nur zwei Stände, die etwas galten: die Priester und den Adel; der
dritte Stand, die große Masse des Volks, war unfrei, nicht selbständig und teils seit alter Zeit
dienend gewesen, teils durch Verschuldung allmählich in den Zustand der Hörigkeit geraten; die
„ Römer betrachteten und bezeichneten sie als Sklaven.

VI, 14. Den Priestern wurden die höchsten Ehren und Vorrechte zu teil. Sie waren frei von allen
Pflichten und Lasten, zogen nicht in den Krieg und zahlten keinerlei Abgaben. Ihnen stand das
Schiedsrichteramt in privaten Streitigkeiten und der letzte Entscheid in allen öffentlichen Angelegen-
heiten zu; wer sich ihrem Spruch nicht unterwarf, den thaten sie in den Bann, d. h. sie verboten
ihm die Teilnahme an den Opfern, und damit war der Unbotmäßige aus der Gemeinde und
Gesellschaft ausgeschlossen. Doch durften sie nur selten zu dieser äußersten Maßregel schreiten, denn
das Volk unterwarf sich ihnen stumm und willig, weil es ihnen die unbedingte Ueberlegenheit aller
VI, 14. Erkenntnis und Weisheit einräumte. Und in der That scheinen sie ein mannigfaches und umfassendes
Wissen besessen und in ihren Kreisen und Schulen gepflegt zu haben, das um so ehrfurchtsvollere
Bewunderung fand, als es geheim gehalten wurde; so hören wir von ihren astronomischen Kenntnissen,
der sittigenden Lehre von der Seelenwanderung u. a. In diese Schulen drängten sich die Söhne
des Adels, aus Ehrgeiz, um dereinst über die Gemüter der Menschen zu herrschen, Macht und Ehre
zu gewinnen, und der lange, schwierige Bildungsgang — es wurde in weiser Berechnung alles
mündlich gelehrt und auswendig gelernt — schreckte sie nicht ab. Daß auch der Aberglaube gepflegt
VI, 16. wurde und ein Schreckmittel war, die Menschen zu ängstigen und unterwerfen, sehen wir aus der
allgemein verbreiteten Sitte von Menschenopfern bei besonderen Anlässen.

Der zahlreiche Adel, dem der ritterliche Dienst zu Pferde, Kampf und Krieg die Hauptsache
VII, 4. war, herrschte politisch, nachdem er schon vor Cäsars Erscheinen das Königtum, dessen noch bei
Aeduern und Arvernern Erwähnung geschieht, niedergeworfen hatte. Jeder Adlige umgab sich mit
VI, 15. einem Gefolge reisiger, gewappneter Knechte; je größer die Zahl seiner Mannen, desto größer war
sein Anspruch auf Macht und Ruhm. Darnach strebten sie in unruhigem Ehrgeiz alle; alles war
Partei, im Gesamtvaterlande, wo Sequaner gegen Aeduer standen, im Gau, wo ein Häuptling den
VI, 11. anderen befehdete, und dieses Parteiwesen spaltete selbst das einzelne Haus, die Familie.

An diesem unseligen Parteihader ist schließlich die nationale Selbständigkeit zu Grunde
gegangen trotz der unbestrittenen Tapferkeit des Volkes. Einst waren sie sogar den Deutschen im
VI, 24. Kriege überlegen gewesen, und wenn die fortgeschrittenere Kultur sie auch verweichlicht hatte, so
I, 1. waren sie doch in hohem Grade unerschrocken und immer kriegslustig. Freilich fehlte es — und
III, 10, 19. dieser Tadel trifft das gesamte Volk, nicht nur den politisch herrschenden Teil desselben — ihnen allen
IV, 13. an einem festen sittlichen Halt. So entzündbar und rasch zum Losschlagen sie waren, so schnell
III, 19. erlahmten sie, wenn der Erfolg ausblieb; weichlich, allen Eindrücken zugänglich und leicht bestimmbar,
änderten sie schnell ihre Ueberzeugung und ihre Pläne, vielfach ohne zwingenden Grund, ohne Ueber-
IV, 5. legung und Prüfung der eingetretenen Ereignisse, auf bloßes Gerücht und Hörensagen hin. Neugierig
wie die Kinder, fragten sie jeden Wanderer und Handelsmann aus; freilich war durch ihre Oberen
VI, 20. bestimmt, daß die so gewonnene Kunde erst ihnen zur Prüfung vorgelegt werden sollte, aber diese
Vorsichtsmaßregel konnte doch nicht hindern, daß thörichte Nachrichten geglaubt und Unheil angerichtet
wurde. Von dieser unbeständigen, wetterwendischen Gesinnung bekam der Held ihres Befreiungs-
VII, 30. krieges, Vercingetorix, die schmerzlichsten Proben. An ernste Arbeit, an das mühselige Schanzen
bekam er sie erst in der äußersten Not heran; sobald ihm das kleinste Unternehmen mißlang, hieß
VII, 20. er, der eben vergötterte Anführer, ein Verräter. Selbst ihre aufwallende Tapferkeit hielt bei Miß-
VII, 53, 76. erfolgen nicht lange vor. Freilich, vor dem Kampf auf schönem Streitroß sich im Angesicht der
feindlichen Reihen zu tummeln und den Mund vollnehmen, daß ihnen die Welt in Waffen nicht
widerstehen könne, daß sie jeder zweimal die feindlichen Reihen durchbrechen würden, das war ganz
gallische Art; aber vor dem stetigen, nachdrücklichen Stoß der ruhig geschlossenen Legionen hielten sie
nicht stand und den Anprall der deutschen Scharen warteten sie garnicht ab, da sie nicht einmal
I, 39. dieser Kraftmenschen Blick auszuhalten vermochten.

VII, 22. Daß sie zu vielen Dingen geschickt und verhältnismäßig weit in der Kultur vorgeschritten
I, 31. waren, bezeugen viele Angaben Cäsars. Sie waren fleißige, geschickte Ackerbauer, und ihr Land den
VI, 30. Deutschen wie ein Garten anzuschauen, Baumschlag umgab das Einzelgehöft, zahlreich waren die
III, 13. Dörfer, und selbst an größeren Städten fehlte es nicht. In der Technik des Schiffsbaues und der

Segelschiffahrt waren sie den Römern überlegen, die sich von der Rudergaleere nie losgesagt und das Weltmeer wie ein wildes Ungeheuer gescheut haben; in Ermangelung eigener Schrift nahmen sie I, 29.
griechische Schriftzeichen und bedienten sich ihrer; manche bürgerliche Einrichtung wie die von Cäsar VI. 14.
berichtete Gütergemeinschaft der Gatten zeugt von einer gewissen Entwickelung der Rechtsbegriffe. VI, 19.

Was von ihrem Aeußeren berichtet wird, ist nicht viel; daß sie hochgewachsen und schnauz- II, 30. V 14.
bärtig waren, fiel den Römern am meisten auf. Doch ist dies auch unwesentlich; viel wertvoller ist uns die Kenntnis ihres Wesens und ihrer Eigenart, die wir in allen wesentlichen Eigenschaften des französischen Volkes als den gallischen Bestandteil seiner väterlichen Erbschaft wiederfinden.

15. Labienus.

(Caesar b. G.)

Titus Atius Labienus entstammte einem adligen Geschlechte plebejischer Herkunft, das sich keinen Namen in der römischen Geschichte gemacht hat; bekannt geworden ist es nur dadurch, daß Cäsars Schwester einen Atius heiratete, und ihre Tochter Atia die Mutter Oktavians, des späteren Kaisers Augustus, wurde. Von seiner Jugend ist uns nichts überliefert als daß er das Amt eines Volkstribunen bekleidete, das damals für ehrgeizige, unruhig strebende Männer der Anfang der politischen Laufbahn und die Quelle der Macht war. Hier hat Cäsar, damals das Haupt der Volkspartei, ihn, wie es scheint, kennen gelernt, und seinem Rufe folgte er willig, als Cäsar vor seinem Abgange in die Provinz Gallien ihn unter die Zahl seiner zehn proprätorischen Legaten aufnahm und als seinen ersten Gehülfen sich erkor.

Von diesem Zeitpunkte ab, im Jahre 58, tritt Labienus in die Geschichte ein; sieben Jahre lang hat er als Cäsars Werkzeug und auch selbstthätig an dem großen Werke der Eroberung Galliens mitgearbeitet, und sein Anteil daran wird von Cäsar in allen Büchern seiner Denkwürdigkeiten so häufig und so ausführlich erwähnt, daß wir an der Hand dieser Aufzeichnungen ein vollständiges Bild von den Thaten und dem Wesen dieses merkwürdigen Mannes entwerfen können.

Gleich im ersten Jahre 58 v. Chr. ward er durch einen außerordentlichen Beweis des Vertrauens von Cäsar geehrt; er übergab ihm, während er selbst nach Oberitalien eilen mußte, um die Legionen von dort herbeizuziehen, den Oberbefehl über die Truppen, die zum Schutze der Provinz gegen die I, 10.
sich heranwälzende Flut der helvetischen Wanderscharen hinter den Verschanzungen an der Rhone aufgestellt waren. Als diese Masse dann ihren Weg über den Jura durchs Sequanerland nahm, war Labienus bei der Verfolgung der erste am Feinde, und es war nicht seine Schuld, sondern die Folge I, 22.
einer falschen Meldung, wenn der fein geplante Ueberfall auf den unvorsichtig gelagerten Feind nicht zur Ausführung kam. Nach der Vernichtung der Helvetier blieb er als Vertreter des Oberfeldherrn I, 58.
den Winter über im Feindesland.

In diesem Winter blieb er nicht müßig, sondern behielt die Augen offen. So entging es ihm nicht, daß im nördlichen Gallien ein großer Schlag gegen die Römer, die fremden Eindringlinge, geplant wurde; seinen rechtzeitigen und wiederholten Meldungen darüber hatte es Cäsar zu verdanken, II, 1.
daß er nicht überrascht wurde, sondern wohl vorbereitet zum raschen Angriff vorgehen und den Bund der Feinde zersprengen konnte. Die Hälfte der Armee erhielt Labienus; an der Spitze von drei II, 11.
Legionen schlug er die Bellovaker aufs Haupt und machte sie unschädlich; in der Schlacht gegen die Nervier führte er seine Truppen, in stürmischem Siegeslauf den feindlichen rechten Flügel niederwerfend, II, 23—27.
auf die beherrschenden Höhen, und als er von hier rückwärts schauend Cäsar durch den tolldreisten Ansturm der Nervier überrumpelt und umzingelt sah, kehrte er schleunigst um, packte den Feind in der Flanke und verwandelte durch dieses entschlossene Eingreifen die drohende Niederlage in einen glänzenden und entscheidenden Sieg.

Durch solche Thaten bewies er, daß er selbständig zu handeln vermochte, was selbst tüchtige Unterfeldherren selten gekonnt haben — ich erinnere nur an die Marschälle Napoleons — und so hat er in den folgenden Jahren 56 und 55 auf eigene Hand die Trevirer im Zaume gehalten, die empörten III, 11.
Moriner zur Ordnung gebracht, während Cäsars Abwesenheit in Brittanien Gallien allein verwaltet IV, 38.
und in dem schlimmen Jahre 54, wo die in den Winterquartieren zerstreuten Kohorten teils nieder- V, 8.
gemacht, teils hart bedrängt wurden, tapfer standgehalten und den verwegenen Unruhestifter Indutiomarus, der ihn in seinem Lager einschloß, in einem glücklichen Ausfalle überwältigt und getötet. V, 56.

So in harter, aber immer erfolgreicher Arbeit bewährt, erhielt er in dem letzten Jahre der Kämpfe, 52, als ganz Gallien sich in patriotischer Einmütigkeit gegen die fremden Unterdrücker erhob, den schwierigen Auftrag, die Stämme im nördlichen Gallien zu beschäftigen und von der Teilnahme

VII, 34. an der Insurrektion abzuhalten. Damals focht er mit vier Legionen an der Seine gegen die Parisier mit Umsicht und Erfolg, doch wurde er von der Bahn des Sieges durch die Nachricht von Cäsars Niederlage vor Gergovia abberufen. Wie er von hier mitten durch die in vollem Aufstande befindlichen
VII, 62. Gaue sein Heer siegreich und ohne Verluste nach Süden führte und mit Cäsar vereinigte, das gehört zu den geschicktesten und gelungensten Unternehmungen jenes Krieges. Die vereinigte Macht der Römer umklammerte nun die letzte Armee der Feinde in Alesia und war gleichzeitig imstande, die Angriffe des Entsatzheeres von außen abzuwehren. In dem letzten und verzweifeltsten dieser Kämpfe,
VII, 88. wo Cäsar persönlich eingreifen mußte, kenntlich an dem purpurnen Feldherrnmantel, den er für einen
VII, 86. solchen Augenblick anlegte, trug Labienus das Meiste zur Entscheidung bei. Denn als die Gallier sich todesmutig schon auf die Wälle und in die Gräben der Einschließungslinie stürzten, sammelte er vierzig Kohorten auf einem Fleck und führte mit dieser geschlossenen Masse einen so gewaltigen Stoß auf die schon siegestrunkenen Feinde, daß er ihre letzte Kraft brach und sie zurückwarf; 74 Feldzeichen fielen in die Hände der Römer, der Sturm ward abgeschlagen, die Reste des Entsatzheeres zerstreuten sich, und Vercingetorix mußte sich in Alesia kriegsgefangen ergeben.

Nach diesem letzten Akt des großen Krieges ging Cäsar an seine eigentliche Aufgabe, die
VIII, 52. Bekämpfung der Parteien in Rom. Seinen treuen Paladin ließ er als Statthalter vertrauensvoll in dem römischen Gallien zurück. Dieses Vertrauen ist schnöde getäuscht worden; denn politische Feinde drängten sich an den eitlen, ehrgeizigen Mann, hetzten ihn gegen Cäsar auf, versprachen ihm goldene Berge und verleiteten ihn zum Abfall. Seitdem er seinen Herrn und Meister verlassen hatte, verließ
b. c. III, 87. ihn das Glück. Bei Pharsalus mit den übrigen geschlagen, focht er mit der Erbitterung eines Renegaten weiter und büßte auf dem letzten Schlachtfelde des Bürgerkrieges, bei Munda, seinen Verrat
b. Hisp. cp. 31. mit dem Tode. Cäsar ehrte den alten Waffengefährten und sich selber durch ein feierliches und würdiges Begräbnis.

16. Welche Bedeutung haben die Germanen für Cäsars gallische Kriege?

(Caesar b. G. I—VII).

In den Tagebüchern Cäsars über den gallischen Krieg ist für uns Deutsche kein Abschnitt so denkwürdig und wertvoll wie der Eingang des vierten und das Stück des sechsten Buches, wo er sich ausführlich über die Germanen, ihre Sitten und ihr Land, ausläßt. Auf diese Schilderung ist er nicht von ungefähr gekommen, sondern er ist natürlich und notwendig darauf gebracht durch die zahlreichen Beziehungen, die er zwischen Gallien und den Germanen vorfand, und durch die mannigfachen Berührungen, die er selber mit ihnen hatte. So kommt es, daß ihr Name uns in allen Büchern begegnet.

Gleich im ersten Kapitel seiner Denkwürdigkeiten, wo er eine Uebersicht über Gallien, den Schauplatz seiner künftigen Thätigkeit, giebt, geschieht der Deutschen Erwähnung. Weil sie im Norden und Osten die nächsten Nachbarn der Gallier waren, darum, so sagt er, zeichnen sich die Grenzstämme dort, die Belgen und Helvetier, die in ununterbrochener Fehde mit ihnen lagen, durch Tapferkeit vor allen Kelten aus. Er selber fand sie freilich nicht mehr als Grenznachbarn vor, sondern schon als Eindringlinge. Bereits etliche Jahre vor seinem Erscheinen in Gallien hatte der Suebenherzog Ariovist in Gallien festen Fuß gefaßt; eben erst waren wieder neue Schwärme, die
I, 37. Haruden, über den Rhein gekommen, und jenseits des Stromes lagerten weitere Mannschaften der Sueben, der günstigen Gelegenheit zum Einbruch harrend. Auf diesen Rückhalt pochend konnte
I, 44. Ariovist ihm trotzig entgegenhalten: daß er eher in Gallien gewesen wäre als Cäsar und darum das erste Anrecht auf dieses Land hätte. Das Gelüste auf die wohlangebauten Fluren Galliens waren bei den rechts des Rheins gebliebenen Deutschen nicht minder stark, und so nennt es Cäsar als ersten
IV, 16. und hauptsächlichen Zweck seines verwegenen Rheinübergangs, durch Bedrohung im eigenen Lande ihnen dies Verlangen auszutreiben.

In dem langen Verlauf der folgenden Kämpfe mußte er mehr als einmal, vom ersten Jahre ab, erfahren, daß seine gallischen Gegner auf Deutschland rechneten, in der Bedrängnis dorthin ausschauten, von dort sich Hülfe holten. Von den Helvetiern, die sich nach ihrer empfindlichen Niederlage
I, 17. ihm ergeben hatten, versuchte ein Stamm sich der Unterwerfung zu entziehen und sich nach Deutschland zu retten. Als er dann im zweiten Jahre den Bund der belgischen Stämme gesprengt hatte,
III, 11. mußte er den Labienus im Norden stehen lassen, mit der Weisung, den von den Belgen erwarteten Zuzug der Deutschen zu verhindern. In dem bösen Jahre 53, in welchem der gleichzeitige Ueberfall auf seine im Winterlager zerstreuten Abteilungen ihn in Gefahr und den sechzehn Kohorten des Sabinus

und Cotta den Untergang brachte, waren zwar Deutsche nicht unmittelbar beteiligt; aber Ambiorix, V, 27.
die treibende Kraft und die Seele dieses gefährlichen Aufstandes, hatte deutsche Hülfstruppen um Sold geworben zum entscheidenden Schlage gegen die Römer. Dieser Schlag mißlang, wesentlich durch das thatkräftige Eingreifen des Labienus, der den Indutiomarus unschädlich machte; doch hören wir aus dem folgenden Jahr, daß die Trevirer wieder über den Rhein nach Hülfe schickten und, als VI, 2.
ihr Gesuch von den Anwohnern des Stroms nicht erhört war, ihre Sendboten die Stämme des Binnenlands aufzuwiegeln suchten.

Weit ernster als diese mittelbaren Berührungen waren die Kämpfe, in denen Cäsar selber mit den Germanen die Waffen kreuzte und deren Darstellung im ersten und zweiten Buche einen breiten Raum einnimmt. Bei der ersten Begegnung mit ihnen, dem Zusammenstoß mit Ariovist, war der Schrecken der römischen Soldaten vor dem neuen Gegner gewaltig und schwer zu überwinden, und die Schilderung, die Cäsar davon giebt, ist ebenso wahrheitsgetreu wie ergötzlich zu lesen. Um I, 47 19.
so größer war die Wirkung, welche die Kunde von seinem glänzenden Siege über Ariovist bei den Galliern hervorrief. — Daß die Nervier, die er im zweiten Jahr seiner Verwaltung bekriegte und ausrottete, den deutschen Stämmen zuzuzählen sind, wird heute allgemein angenommen. Dafür spricht schon das wilde, tollkühne Ungestüm ihres Angriffs auf die noch im Marsche befindlichen Truppen Cäsars, durch welche der große Feldherr für einen Augenblick aus der Fassung und persönlich II, 16 sg.
in Gefahr gebracht wurde. Der im vierten Buch erzählte Kampf mit den Sugambrern bleibt, was IV, 12—18.
Cäsar auch zu seiner Rechtfertigung beibringen mag, ein Fleck auf seinem Ehrenschilde; er überfiel sie, angeblich weil sie vertragsbrüchig geworden waren, während des Waffenstillstandes, nachdem er ihrer Anführer hinterlistig sich versichert hatte, und vernichtete in einem greulichen Gemetzel, so viel IV, 14.
er ihrer habhaft werden konnte. Dieser Gewaltstreich und der bald darauf erfolgende Rheinübergang flößte den Germanen, dem gefährlichsten Gegner, von dem er sich in Gallien bedroht sah, Schrecken ein, und er hatte fortan Ruhe vor ihnen.

Nach so vielen blutigen Begegnungen überrascht es billig, die Deutschen im Bunde mit Cäsar an der Seite seiner Legionare fechten zu sehen. Das kam so. Cäsar hatte immer Mangel an Reiterei und von jeher zum Ersatz gallische Reiter in seinen Diensten; aber diese Truppe war nie sonderlich tüchtig und recht unzuverlässig im Jahre 52, wo Vercingetorix die gesamte Nation zum letzten verzweifelten Ringen für die Freiheit aufrief und begeisterte. Damals mußte Cäsar alle seine Kräfte anspannen und er holte sich Reiterei und leichtes Fußvolk aus Deutschland; den Reitern gab er statt VII, 65.
ihrer unansehnlichen Klepper die stattlicheren römischen Pferde, und da haben sie für ihn Wunder der Tapferkeit verrichtet. Vor Alesia warfen sie zweimal die besten Kämpfer der Gallier, das frei- VII, 70, 80.
willige Aufgebot ihres ritterlichen Adels, in einem Anritt über den Haufen und drangen sogar bis in die Gräben der Befestigungsmauern vor, jene „deutschen Hiebe“ austeilend, durch welche noch anderthalb Jahrtausende später deutsche Söldner sich einen Namen machten.

Von Cäsars Zeit ab und von diesen friedlichen und feindseligen Berührungen, bei denen das Wort Germanen zum ersten Mal in der römischen Litteratur vorkommt, haben sie dann für Rom eine immer steigende Bedeutung erlangt, bis zu jenem Tage, wo der deutsche Heerkönig Alarich in Rom einzog.

17. Warum sind so viele ausgezogen, — „das gepriesene Italien mit heißem Wunsche suchend“?

(Maria Stuart. I. 6.)

Von jeher haben die Völker nördlich der Alpen das Verlangen gehabt, bevorzugtere Himmelsstriche aufzusuchen, und kein Land hat sie so häufig und hat so viele angezogen als Italien. Im sechsten Jahrhundert v. Chr. ergossen sich die Schwärme wandernder Kelten über die Berge und blieben in den nördlichen Landschaften sitzen, die ihnen so viel reizvoller erschienen als ihre Heimat in Gallien. Im Jahre 102 v. Chr. pochten die Deutschen zum ersten Male drohend an die Thore Italiens, doch wurde ihnen diesmal der Eingang von den noch streitbaren Römern gewehrt. Als aber der Bau des Römerreichs aus den Fugen ging, brachen ihre Stämme nach einander unaufhaltsam hinein, erst Westgoten unter Alarich, dann gemischte Haufen unter Radagais, Ostgoten und schließlich Langobarden, die einzigen, die so seßhaft wurden, daß ihre Spuren im Namen und Typus der Bevölkerung noch heute erhalten sind. Ihre Herrschaft wurde von den Franken gebrochen; was Karl der Große begonnen hat, die Imperator-Krönung in Rom, darnach strebten später die deutschen Könige, und während der nächsten Jahrhunderte erneuerten sich die Römerzüge, zu denen nicht allein

der Glanz der Kaiserkrone, sondern auch die Eigenart des Landes mit magischer Gewalt lockte; tausende starben auf der fremden Erde, in Italien ist die Gruft deutscher Könige zu suchen (Otto II. Heinrich VI. Friedrich II.); der letzte Hohenstaufe büßte das Verlangen nach der hesperischen Halbinsel mit dem Leben.

Längst haben wir Deutsche, haben Franzosen und Schweizer mit den kriegerischen Heerfahrten nach Italien aufgehört, aber seit fünf Jahrhunderten ergießt sich alljährlich der Strom friedlicher fremder Wanderer gleichmäßig dorthin, nicht allein aus deutschen Landen, sondern aus dem nördlichen und östlichen Europa und aus der neuen Welt. Nach Italien zu fahren, ist der Wunsch zahlloser Gebildeter; in Italien gewesen zu sein, gewährt Befriedigung, erscheint als ein reicher Gewinn und bildet einen Schatz unerschöpflicher Erinnerungen. Was ist es denn, womit dieses Land den Nordländer an sich zieht und was es jedem Fremden bietet?

Wenn wir von den politischen Verwicklungen und dem Gelüst nach kriegerischen Eroberungen absehen, können wir als allgemein menschlich wirkende Beweggründe vornehmlich drei anführen: die schöne Natur, die geschichtlichen Erinnerungen und Kunstdenkmäler an so vielen Stätten, endlich die Thatsache, daß dort das Oberhaupt der katholischen Kirche seinen Sitz hat.

Von der Pracht der italienischen Landschaft können auch die genug erzählen, die sie nicht geschaut haben; denn sie wird uns durch zahlreiche Schilderungen und noch mehr durch Ansichten, Oelgemälde und Photographieen vermittelt. So schwärmen wir, als ob wir dagewesen wären, von den oberitalischen Seeen, in deren blauer Flut die beschneieten Häupter der Alpen sich spiegeln, während ihre flachen Ufer in üppiger südländischer Vegetation prangen und von einem Kranz herrlicher Villen und Gärten eingefaßt sind. Der Comer- und Gardasee haben nicht ihres gleichen auf der Welt, die Inseln im Großen See erscheinen uns wie die Zaubereilande einer Märchenwelt, und wir träumen uns in ihre Herrlichkeit hinein, wenn wir die wundervolle Schilderung lesen, die ein deutscher Dichter von ihnen gab, ohne sie gesehen zu haben (Jean Paul, Titan). Immer wechselnde und immer entzückende Bilder bietet der Küstensaum des ligurischen Golfs, die vielbesungene Riviera, wo an den Abhängen tropische Pflanzen gedeihen, Agaven, Kaktus und Palmen, unsere Gartenblumen auf ganzen Feldern angebaut werden und mit ihrem Blütenhauch die Luft erfüllen, vom blauen Meer erquickende Kühlung weht. Doch als die Perle Italiens gilt die Bucht von Neapel, deren sanftes Profil alle Herrlichkeit der Natur vereinigt, ob man vom Lande aufs Meer oder von dem vorgelagerten Felseneiland Capri auf die volksbelebte, malerisch am Ufer gelegene Stadt und den Vesuv dahinter blickt. Neapel sehn und sterben, in diesem begeistert übertriebenen Wort der Neapolitaner liegt ausgesprochen, was kundige Beurteiler zugeben: daß von den Hauptstädten Europas, die in den Wettbewerb irdischer Herrlichkeit treten — Konstantinopel, Lissabon, Edinburg, Stockholm — Neapel die schönste Lage hat. Die Italiener freilich, die auf so viele Schönheit der Natur stolz sein können, preisen, ein jeder die Reize seiner Landschaft, noch über Neapel, und so stellt der Sizilianer Palermo, der Toskaner das reizende Florenz höher, zu geschweigen von dem stolzen Genua und der Lagunenstadt Venedig.

Es ist schier unmöglich, alle schönen Punkte dieses von der Natur so bevorzugten Landes aufzuzählen. Ueberall wird der Genuß landschaftlicher Schönheit dem Reisenden wesentlich erhöht durch die zauberische Färbung der Luft, die tiefe, uns schwarz erscheinende Bläue des Himmels, der viel weniger als bei uns im traurigen Norden von Nebel und Wolken verhüllt wird, das milde, schmeichelnde Klima, welches dem Leidenden Erholung und Labung verschafft, den fremdartigen Pflanzenwuchs, in dem die gepriesenen Bäume der Dichtung, der Lorbeer, die stille Myrthe, die ernste Cypresse, der segenspendende Oelbaum mit seinen mattgrauen Blättern, das malerische Fächerdach der Pinie, die saftig grünen Blätter der zahlreichen Limonenarten mit ihren goldenen Früchten für uns einen besonderen Reiz haben. Wie stimmt uns, wenn wochenlang der kalte Nebel uns niederdrückt, kein Sonnenstrahl uns erfreut hat, ein heller Sonnentag heiter; wir werden frisch und lebendig, zur Arbeit wie zum frohen Genuß aufgelegt. Und dort, im Lande der Sonnen, in den Gärten der Hesperiden, haben wir das alle Tage! Drum zieht es uns so unwiderstehlich dorthin.

Diese Vorzüge Italiens empfanden einst und genießen heute alle Besucher Italiens. Daneben ist für den Gebildeten dort eine reiche Weide des Geistes. Denn auf Schritt und Tritt sieht er sich umgeben von den Denkmälern einer großen Zeit und einer uralten Geschichte. Bei uns in Westpreußen staunen wir die Reste der Ordensherrlichkeit als ehrwürdige Altertümer an, von denen doch keiner sechshundert Jahre alt ist; dort grüßen uns die Zeugen der Jahrtausende! Bei uns, in dem armen Lande, ist die Kunst nie gepflegt; dort ist sie seit Jahrhunderten zu Hause, und wir wallen, bewundernd und lernend, zu den unvergänglichen Schöpfungen, mit denen der Genius eines Rafael, Michel Angelo, Tizian u. a. sein Vaterland beschenkt hat. Diese sind nicht allein in den großen

Städten an den Sitzen kunstliebender Fürstengeschlechter und alter Herrschaft zu finden wie in Florenz, Ferrara, Venedig und Genua, sondern auch kleine Orte enthalten Prachtbauten von Kirchen und Palästen, die Kunstwerke bergen, und weisen historisch denkwürdige Reste auf aus dem Mittelalter, der Römerherrschaft und selbst der frühesten Vorzeit. Vom Eintritt in das Land, von Verona, wo das gut erhaltene römische Amphitheater uns das Altertum vergegenwärtigt, die Burg Dietrichs von Bern an die deutsche Heldensage erinnert, bis hinab nach Süditalien zu dem Poseidonstempel in Pästum, und hinüber nach Sizilien zu dem Theater in Taormina und dem Trümmerfeld von Sirakusa begleiten uns die Erinnerungen an die Jahrtausende und umgiebt uns die Fülle der in Kirchen und Museen aufgespeicherten Kunstschätze.

Nirgend sind diese Sehenswürdigkeiten der Geschichte und Kunst so gehäuft wie in Rom, wo uns „der Säulen Pracht und Siegesbogen entgegensteigt, des Kolosseums Herrlichkeit den Staunenden umfängt, ein hoher Bildnergeist in seine heitre Wunderwelt uns schließt". Aber die Tausende, die dorthin wallfahren, treibt nicht immer nur künstlerisches Interesse hin, unzählige folgen auch einem innigeren Verlangen, dem Drange frommen Glaubens. Wie einst Mortimer mit vielen edlen Schotten nach Rom pilgerte, das Angesicht des Papstes zu sehn, so begeben sich heute Tausende gläubiger Katholiken, nicht einzeln, sondern in Gruppen und zu Landsmannschaften vereinigt, auf Extrazügen und eignen Dampfschiffen, nach dem Mittelpunkt der katholischen Welt und schätzen sich glücklich, den Papst zu sehn in seiner Pracht „das Hochamt halten und die Völker segnen".

Es ist ein Glück für Italien, daß der Nimbus religiöser Weltherrschaft, daß die Reize der Natur, der Kunst und geschichtlicher Erinnerungen dem Lande nie verloren gehn können. Sie sichern ihm nicht nur reiche Einnahmequellen, sondern auch das Wohlwollen und die Teilnahme aller gebildeten Völker, und das ist etwas wert in den schweren Zeiten, die das politisch zwar geeinigte, aber finanziell arg bedrängte Land durchzumachen hat.

18. Welches sind die besonderen landschaftlichen Reize von Jäschkenthal?

In jenem Höhenzuge, der, ein Ausläufer des sogenannten uralisch-baltischen Rückens, die Danziger Bucht in sanften Biegungen begleitet, der Küste bald sich nähernd, bald von ihr zurückweichend, schneiden zahlreiche tiefe Querthäler ein, die meist von einem kleinen, aber munteren Bächlein belebt werden und alle nach dem Meere zu sich öffnen. Von diesen Thälern liegt Danzig zunächst, auf die Stadt selber mündend, das ganz entwaldete, mit ärmlichen Ansiedlungen besetzte Thal von Schidlitz; es folgt das Jäschkenthal, das Brentauer, das Olivaer, das Schmierauer, das Zoppoter Thal u. s. w. Verschieden von einander und ungleich in ihrer Ausdehnung, entbehren sie doch alle nicht eines gewissen landschaftlichen Reizes, keines weist sie auf engerem Raum und in größerer Mannigfaltigkeit oder Fülle auf als Jäschkenthal.

Der Ort Jäschkenthal ist ein Anhängsel der Vorstadt Langfuhr und gehört mit dieser zur Stadtgemeinde Danzig. Eine kurze Wegstunde von der Hauptstadt entfernt, ist er mit der Eisenbahn und Straßenbahn gleich bequem zu erreichen, und der Fußweg dorthin ist kurzweilig und ergötzlich; denn er bietet dem Wanderer nicht nur Schatten, sondern auch Durchblicke auf die Umgebung und manches bunte Bild des Lebens auf dieser beliebtesten und immer belebten Spazierstrecke Danzigs. So ist es kein Wunder, daß jedes Danziger Kind Jäschkenthal kennt und liebt, und darum dünkt es mich keine unbillige Forderung, daß der reifende Jüngling sich klar werde über das, was den Ort so anziehend macht, um es in geebnetem und gefälligem Ausdruck denen zu sagen, die es noch nicht wissen.

Wer von Langfuhr aus in das Thal eintritt, wird bald zur rechten wie zur linken Seite von Waldhöhen umgeben, deren Saum und Inneres von bequemen, sauber gehaltenen Fußwegen durchzogen ist. Ob ich die Abhänge der einen oder der anderen Thalseite umwandle: beide zeigen mir — was ein besonderer Vorzug allerdings der meisten dieser Querthäler in der Danziger Hügelkette ist — Land und Meer in einem Blicke vereinigt. Die Ausblicke wechseln; sie führen mir bald kleine, geschlossene Landschaftsbilder vor, bald entfalten sie einen weiteren, mehr topographisch zurechtweisenden Ueberblick; aber gerade in dieser Mannigfaltigkeit der Ausschau, in der Vielseitigkeit des beschaulichen Genusses liegt ihr vornehmlicher Reiz. Wer z. B. links schreitend im ersten Anstieg die Kronprinzenhöhe erreicht, sieht zu seinen Füßen den anmutigen, im Grün versteckten Vorort Danzigs, Langfuhr, eine Villenstadt, deren Bauten und Gärten nicht nur Wohlhabenheit, sondern auch, von Regelmäßigkeit und häßlicher Einförmigkeit weit entfernt, Geschmack der Bewohner verraten und die dadurch auf den Beschauer einen behaglichen Eindruck machen; denkt er doch, unter diesen glasgedeckten,

blumengeschmückten Veranden, Balkonen und Loggien, in diesen Gärten mit ihren stillen Nadelbäumen und zierlichen Pflanzengruppen können nur zufriedene Menschen weilen, die von der Not des Lebens und vom Hader der Meinungen unberührt und ungetrübt geblieben sind. Daß aber hier nicht bloß stiller Friede und Wohlleben seine Stelle hat, sondern auch Verkehr, Arbeit und Erwerbsthätigkeit herrscht, daran erinnert das unaufhörlich herauftönende Pfeifen und Schnaufen der Lokomotiven, der hochragende Bau der Gemeindeschule und dahinter der immer rauchende Schornstein einer großen Bierbrauerei, endlich — denn wir sind ja in dem wehrhaften Preußen — die ausgedehnten Baulichkeiten und Höfe einer Kavalleriekaserne.

Von den letzten Häusern dehnt sich bis zur See nicht in ungemessener Weite, sondern wohl absehlich, ein sanftes Vorland aus, dessen vollkommen ebene, stille, grüne Fläche etwas Beruhigendes hat und in dessen milder, freundlicher Eintönigkeit einzelne wie Pinien gewachsene Fichten dem Auge einen willkommenen Anhaltepunkt gewähren. Rechts der sich schlängelnde Strom mit seinen Schiffen und Fabriken mahnt an das rastlos arbeitende Leben, links die waldigen Höhen mit manchem schloßartigen Bau laden zum Naturgenuß und Ausruhen ein. Wie ein gewaltiger Rahmen spannt im Hintergrunde das Meer dieses inhaltreiche Gemälde ein und zieht immer wieder den durch so viele Einzelheiten abgelenkten und ermüdeten Blick auf sich, daß er hier träumerisch in der Unendlichkeit sich verliere und ausruhe und dem Spiel der Gedanken oder den Empfindungen Raum gebe, die immer in der Brust auch gleichgültiger, stumpferer Menschen wach werden, wenn sie zum ersten Mal oder wenn sie sinnend und verweilend die Fläche des Meeres vor sich sehn. Dort hinaus, wo die Ferne unabsehbar ist und durch keine sichtbare Grenze abgeschlossen wird, strebt das Auge am liebsten; aber es freut sich auch, wenn die Klarheit der Luft eine weite Fernsicht gestattet, an der feinen Linie des Helaer Dünenwaldes oder an den im Blau verschwimmenden Elbinger Höhen links und den scharfen Umrissen der vorgebirgsähnlich kühn vorspringenden Höhen von Adlershorst und Oxhöft, deren Anschauung uns lehrt, was ein Kap ist.

Was diese eine Höhe mir zeigt, weisen mit anmutigen Veränderungen ebenso die andern Aussichtspunkte auf, alles zusammenfassend die Königshöhe, die darum mehr geographisch als landschaftlich reizvoll ist. Aber wir dürfen in Jäschkenthal mit unseren Blicken nicht immer nur in die Ferne schweifen und das Meer aufsuchen, um uns am Schönen satt zu sehen; um uns herum, der Wald und die Höhen, sind so eigenartig in ihren Formen und so wechselvoll, daß uns das Land ebenso ergötzt wie das Meer. Zu den Zeiten unsrer Großväter, als nach den Befreiungskriegen allgemein die bitterste Not herrschte und die Höhen hier rücksichtslos abgeholzt wurden, rettete das Naturgefühl und der Gemeinsinn eines wackeren Bürgers den Jäschkenthaler Wald. Rings um diesen schönen Erdenfleck ist heute noch alles kahl; aber gerade deshalb treten die seltsamen Formationen und Gliederungen des Geländes, dieser Kuppen und Bergwände, die unregelmäßig durcheinander laufen, um so körperlicher hervor; überall sind Thäler und Falten, bald kreisrunde, sanft vertiefte Senkungen, bald lange und schmale, scharf eingeschnittene Hohlwege, die, streckenweise vor den Augen verschwindend, die Ortschaften mit einander verbinden. Ob nun dort Herden weiden oder Getreidefelder wogen oder, zu andrer Zeit, der Ackersmann seine Furche zieht: immer schaut sich von den Jäschkenthaler Höhen, zumal im wechselnden Spiel von Sonnenlicht und Wolkenschatten, solch Menschenwerk gar lieblich an; es ist ein ganz eigenartiges Landschaftsbild.

Und nun der Wald! Gewiß findet der Wanderer auch anderwärts ebensolche Buchen, gleich frisches Grün, dasselbe Konzert der gefiederten Sänger; aber hier gesellt sich dazu jenes Auf und Nieder von Thal und Höhe, das hier so viel wechselvoller und darum fesselnder ist als anderswo, und überall schaut man durch das Gezweig auf freundliche Siedlungen herunter, Villen und Gärten und die Spuren des menschlichen Fleißes. Denn das wollen wir zum Schluß nicht vergessen: wo so vieles die Natur für uns gethan, hat die Kunst und die Pflege der Menschenhand sorgsam nachgeholfen. Nicht erst seit heute und gestern, sondern seit länger als sechzig Jahren, und mancher Name der sinnig gewählten Aussichtsplätze erinnert an längst entschlafene Freunde und Förderer der Naturschönheiten Jäschkenthals.

Sind sie dem heutigen Geschlecht nicht mehr das, was sie unseren Vorvordern galten? Fast scheint es so; denn still und einsam liegen sie da, während das Menschengewühl Zoppot und Westerplatte füllt. So ändert sich der Geschmack und die Zeiten!